

Die Weltbühne

Wochenschrift für Politik/Kunst/Wirtschaft

1905 begründet von Siegfried Jacobsohn

1926-1933 geleitet von

Carl v. Ossietzky

Herausgegeben von Maud v. Ossietzky und

Hermann Budzislawski

7. Dez. 1971 49 xxvi 50 Pfennig

Hermann Budzislawski:

Abschreckung oder Abrüstung

Henryk Keisch: Ameisenhaufen Rom

Jürgen Kuczynski: Lichter erlöschen...

Quidam: Eideshelfer für Abs

Joachim Joesten: Wieder Bomben auf Vietnam

Rhenanus (Bonn): Begräbnis einer Zeitung

Axel Schulze: Ansichtskarte aus Linum

Aron Vergelis (Moskau): Begegnung mit Agnon

Kognak und Königsmörder

von Walter Markov

Nikolai Alexejewitsch Nekrassow

150. Geburtstag am 10. Dezember 1971

Gedichte und Poeme

Herausgegeben von Gerhard Dudek

Nachdichtung von Martin Remané und Rudolf Seuberlich

Nach einer Übersetzung von Lieselotte Remané

2 Bände · 764 Seiten, mit einem Porträt · Ganzleinen 33,— M

Nikolai Alexejewitsch Nekrassow gehört neben Puschkin und Lermontow zu dem großen Dreigestirn in der russischen Poesie des 19. Jahrhunderts. Seine weltanschaulichen Einsichten wurden entscheidend geprägt durch die revolutionär-demokratischen Ideen Belinskijs, mit dem ihn eine dauerhafte Freundschaft verband. Sein Platz in der russischen Dichtung ist dem Heinrich Heines in der deutschen vergleichbar. Politisches Engagement und künstlerisches Neuerertum kennzeichnen sein Werk. Die Vielfalt seiner dichterischen Ausdrucksmittel reicht vom intimen Liebesgedicht, von lyrischen Naturbeschreibungen, satirischen Gedichten bis zum Poem und Versepos. Thematischer Mittelpunkt ist die liebevolle Darstellung der einfachen Menschen, ihr Leid und ihre Kraft, ihre menschliche Größe. Ein folkloristisches Motiv — als Symbol für die Freiheitssehnsucht des russischen Volkes — verwendet Nekrassow in seinem Hauptwerk, dem Versepos „Wer lebt glücklich in Rußland?“ (1863—1877), das die Wanderung von sieben Glück und Wahrheit suchenden Bauern durch Rußland schildert.

Der Aufbau-Verlag legt mit dieser Ausgabe erstmalig eine repräsentative deutschsprachige Auswahl aus dem Gesamtwerk des Dichters vor.



Aufbau-Verlag Berlin und Weimar

Inhalt:

Hermann Budzislawski ..	Abschreckung oder Abrüstung?
Joachim Joesten	Wieder Bombenkrieg gegen Vietnam
Henryk Keisch	An den Ufern des Tiber
Rhenanus (Bonn)	Begräbnis einer Zeitung
Jürgen Kuczynski	Die Lichter erlöschen...
Günther Cwojdrak ..	Eine sozialistische Gaunerkomödie?
Quidam	Der Eidshelfer
Axel Schulze	Ansichtskarte aus Linum
Aron Vergelis (Moskau)	Begegnung mit Agnon
G. Schaffer (London) ..	Die Krankheit der Labour Party
Walter Markov	Kognak und Königsmörder
Eberhard Rebling	Die Friedensbotschaft von Selm

Bemerkungen

Abschreckung oder Abrüstung?

von Hermann Budzislawski

Vor einigen Jahren machte in England eine spaßig-grausige Geschichte die Runde. Ein geldgieriger Mann hatte sich verlobt, sich von seiner wegen ihrer Wohlhabenheit ausgesuchten Braut deren Vermögen rechtskräftig übereignen lassen und diese Dame in der Badewanne ertränkt. Dann zog er aus, mietete eine schäbige andere Wohnung, ließ sich wieder eine Badewanne einbauen, ertränkte darin eine weitere wohlhabende Geliebte und wiederholte das sechsmal. Die Öffentlichkeit kümmerte sich weniger um die Person des Massenmörders als um den Klempner, der die Badewannen eingebaut hatte, und der, unter dem Verdacht der Beihilfe zum Mord stehend, treuherzig erklärte: „Ich bin Handwerker, baue Badewannen ein, die man heutzutage braucht, und habe mit deren weiterer Verwendung nichts zu schaffen.“ Als ihm der Vorschlag gemacht wurde, statt der Badewannen künftig nur noch Badekübel einzubauen, in denen man niemand umbringen könne, lehnte er dies mit Recht ab.

Diese Geschichte berichtete kürzlich, auf dem Empfang beim Abschluß einer Konferenz der Weltföderation der Wissenschaftler, deren Präsident Professor Eric Burhop. Er ist Kernphysiker und untersucht kleinste Teilchen der Materie. Er sieht nicht, daß sein spezielles Forschungsgebiet Schaden anstiften könnte. Aber so ganz genau weiß man das nun doch nicht. Was die Wissenschaft erforscht, kann Räubern in die Hände fallen, oder Räuber können sogar die Auftraggeber sein. Professor Burhop erzählt unter anderem, daß das Technologische Institut von Massachusetts, das einen Jahreshaushalt von 170 Millionen Dollar hat, davon 120 Millionen von militärischer Seite bezieht. Ein anwesendes Mitglied dieses Instituts, Professor D. T. Feld, verwahrte sich auf einer Pressekonferenz gegen die mögliche Schlußfolgerung, daß der Lehrkörper, dem er angehört, aus Reaktionären bestehe. Feld, der offizielle Vertreter der Pugwash-Bewegung, war eigens aus den USA nach Berlin geflogen und setzte

sich, Tabellen aus der Tasche ziehend, für die Rüstungsbeschränkung vor allem in Raketenwaffen ein. Er sagte, daß die amerikanischen Wissenschaftler den Krieg in Vietnam als eine Schande empfinden, und er verlangte, die DDR sofort völkerrechtlich anzuerkennen. War er nun, bildlich gesprochen, ein Klempner, der Badewannen baut und sich um deren weitere Benutzung nicht kümmert? Das traf auf ihn ebensowenig zu wie etwa auf den amerikanischen Professor Inglis, der zwar völlig ungerechtfertigte Ausfälle gegen die Sowjetunion und deren führende Persönlichkeiten gemacht hatte, und der, als ich ihn nach der Quelle seiner Angaben befragte, verlegen stammelte, er habe sein Notizbuch verlegt, der aber nichtsdestoweniger auf amerikanischer Seite zu den Urhebern des Atomteststopp-Abkommens gehört.

Diese beiden repräsentativen amerikanischen Wissenschaftler wollen gewiß keinen Krieg. Dazu sind sie viel zu klug. Sie kennen die ungeheure Zerstörungskraft der modernen Waffen, an deren Entstehen sie teilweise mitwirkten. Sie haben sicherlich mit Interesse das Tabellenwerk studiert, das fünf DDR-Wissenschaftler, unter ihnen Manfred v. Ardenne, der Konferenz vorlegten und aus dem hervorgeht, welche Bakterien oder welche Giftstoffe unter bestimmten Bedingungen die grausigsten Wirkungen hervorrufen, und daß die Fülle der atomaren, biologischen und chemischen Waffen selbst für den Fachmann kaum noch übersehbar ist. Man erblaßt angesichts des menschlichen Erfindungsgeistes, der für jede Art von Leben ein Gegenmittel parat hat. Es ist hoffnungslos, *im einzelnen* Schutz vor allen Massenvernichtungsmitteln schaffen zu wollen.

In den letzten Jahren sind nun die Waffenvorräte überall, besonders in den europäischen Ländern und den USA, in erschreckender Weise gewachsen. Wir sitzen auf einem Vulkan von Granaten, wobei das Wort Granate Symbol für sehr verschiedene Waffensorten ist. Warum wurde dieser Vulkan kunstvoll und sehr kostspielig aufgebaut, wenn doch alle wissen, daß die Explosion das Ende eines Kontinents oder der Menschheit überhaupt wäre? Die Ausrede, die die Waffenmonopole sich gemacht haben, lautet so: Man muß stärker sein als jeder mutmaßliche Gegner, um diesen von einem Krieg abzuschrecken. Die innere Logik dieser Sache ist, daß derjenige, der bei solcher Waffenanhäufung im Rückstand blieb, aufholen muß, um sich zu verteidigen. Hinter der Abschreckungstheorie, die nebenbei so erkleckliche Profite abwirft, steckt aber noch etwas anderes. Der Besitz von Waffen verleiht Macht, und wann hätte der Imperialismus jemals auf Macht, auf Ausdehnung, auf Erweiterung der Ausbeutung verzichtet? Die Abschreckungstheorie ist alt. Sie hat in der Geschichte immer nur dazu gedient, den Krieg um einige Zeit hinauszuschieben; ihr aber steht, und das wurde auf der Konferenz über die ABC-Waffen in Berlin international ausgiebig erörtert, eine andere Lehre gegenüber, nämlich die Abrüstungstheorie. Also keine Eskalation der Waffen, sondern eine kontrollierte Minderung des Waffenbesitzes mit dem Endziel der allgemeinen und vollständigen Abrüstung.

Dieser Gedanke ist nicht neu. Der frühere französische Minister Professor Jules Moch hat in der Einleitung zu seiner Rede behauptet, die heute diskutierten Abrüstungsprinzipien seien jahrhundert- und manchmal jahrtausendealt. Das Prinzip der kollektiven Sicherheit sei vor 3 500 Jahren aufgestellt worden. Einzelverträge über das Verbot der gefährlichsten Waffen gehörten den verschiedensten Epochen an. Aber es bestand eben in jenen früheren Jahrhunderten keine Bedrohung der gesamten Menschheit. Und waren die Waffen einfacher, so gab es auch noch nicht so raffinierte Kontrollmethoden, um eine Abrüstung zu überwachen. Der Vertreter der sowjetischen Delegation, Professor W. G. Truchanowski, schilderte historisch die Etappen der von der Sowjetunion initiierten Abrüstungsverhandlungen von 1945 bis heute. Er zeigte, daß man alle Waffengattungen einbeziehen müsse, auch die sogenannten konventionellen Waffen. Nachdem die Sowjetunion weder durch Abschreckung, also durch das ursprüngliche amerikanische Monopol der Atombombe, auf die Knie gezwungen werden konnte, noch überhaupt die Abschreckungstheorie für ausreichend halte, sei sie dafür, Schritt für Schritt vorübergehend sich mit einem Gleichgewicht zu begnügen, um dann die Rüstungen so weit abzubauen, daß überall bloß noch Polizeikräfte übrigblieben.

Vielleicht wurde auf der Konferenz!) der Gegensatz zwischen Abrüstung, als der sozialistischen Lösung des Dilemmas, und Abschreckung, als Erhaltung eines Herrschaftsmittels, über andere Staaten, nicht genügend herausgearbeitet. Es gab überhaupt vielerlei, worüber im einzelnen keine volle Übereinstimmung erzielt wurde. Und doch brachte die ganze Konferenz eine außerordentliche Klärung, auch in bezug darauf, was die Wissenschaftler zur Abrüstung der ABC-Waffen beizutragen haben. Das kann hier nicht in Kürze dargelegt und diesem Artikel als ein Schwänzchen angeheftet werden. Darüber muß man gesondert sprechen. Aber es erschien den Konferenzteilnehmern doch als sehr bedeutsam, daß unsere Zeitungen wenige Tage nach der Konferenz aus New York melden konnten, die UNO-Debatte über eine Weltabrüstungskonferenz sei abgeschlossen worden und der sowjetische Chefdelegierte habe zusammenfassend gesagt: „Die sowjetische Delegation stellt mit Befriedigung fest, daß die bedeutende Mehrheit der Staaten die Einberufung einer Weltabrüstungskonferenz als eine herangereifte, nützliche und notwendige internationale Maßnahme betrachtet.“

Wir sind also auf dem richtigen Dampfer. Auch diese Konferenz, relativ klein an Teilnehmerzahl, aber doch beachtlich wegen der Sachverständigkeit ihrer Teilnehmer und repräsentativ für 300 000 Wissenschaftler der Weltföderation, hat am Schluß die Forderung nach einer Weltabrüstungskonferenz aufgenommen und in diesem Sinne die Fortsetzung der Arbeiten beschlossen. Man wird weiter davon hören.

1) veranstaltet von der Weltföderation der Wissenschaftler zum Thema: Die aus den ABC-Waffen erwachsenden Gefahren, die realen Möglichkeiten der Abrüstung und die Verantwortung der Wissenschaftler (Berlin, 21.—23. 11. 1971)

Wieder Bombenkrieg gegen Vietnam

von Joachim Joesten

Nach der „Vergeltungsaktion“ beschränkten Umfangs, die durch den angeblichen Zwischenfall im Golf von Tonking ausgelöst worden war, zogen Johnson und seine Ratgeber vorübergehend die Hörner ein. Die Wahlkampagne war damals in vollem Gange, und der schlaue Texaner, ein Meister des politischen Spiels, war sich dessen wohl bewußt, daß mit Kriegsgeschrei im Falle Vietnam wenig Stimmen zu fangen seien. So zeigte er sich vorerst von der gemäßigten Seite.

Am 29. August 1964 hielt Johnson vor einer nahe seiner „LBJ-Ranch“ in Texas versammelten Menge seiner engeren Landsleute eine Ansprache, in der er das Leitmotiv fast aller seiner Wahlreden so entwickelte:

„Mir ist geraten worden, ich solle unsere Flugzeuge mit Bomben beladen und diese auf gewisse Gebiete¹⁾ abwerfen lassen, von denen ich annehme, daß sie zu einer Ausweitung und Eskalation des Krieges führen würden. Der Endeffekt wäre, daß wir viele junge Amerikaner in einem Krieg einsetzen müßten, von dem ich meine, daß er von den jungen Männern Asiens selbst zum Schutze ihres Landes ausgefochten werden sollte.“

Anschließend definierte der Präsident die Rolle Amerikas in diesem Konflikt, so wie er sie damals zu sehen vorgab: „Wir sollten ihnen mit guten Ratschlägen und vernünftigem Urteil beistehen, ihnen ausgebildete Berater begeben und ihnen das notwendige Material zur Verfügung stellen, damit sie sich selbst helfen können.“

„Das tun wir auch“, fügte Johnson hinzu. „Wir haben weniger als 200 Mann in den letzten Jahren verloren, aber für jeden dieser 200 Mann — und wir haben allein hier in Texas am 4. Juli (dem Nationalfeiertag der USA — der Autor) so viele durch Unfälle verloren — ist es ein Krieg, und zwar ein großer Krieg, und wir sehen das auch ein. Wir meinen aber, es ist besser, 200 Mann zu verlieren als 200 000. Darum haben wir uns sehr sorgsam bemüht, uns zu beherrschen und den Krieg nicht auszuweiten.“

Selten haben Worte und Taten eines Politikers so auseinandergeklafft wie in diesem Falle. Denn zur gleichen Zeit, da Johnson überall im Lande Friedensliebe und Mäßigung predigte, wurden im Weißen Haus und im Pentagon die Pläne für einen Bombenkrieg größten Ausmaßes mit anschließendem Einsatz von mehr als einer halben Million Mann ausgearbeitet. Diese Tatsache gehört mit zu den wichtigsten Enthüllungen, die durch die Veröffentlichung der „McNamara-Studie“ durch die „New York Times“ ans Licht der Öffentlichkeit gekommen sind.

Am 3. September 1964 legte der Unterstaatssekretär John T. McNaughton, der im Verteidigungsministerium das Amt für Inter-

1) Gemeint sind Hanoi und die Hafenstadt Halphong. Johnsons Gegenspieler im Wahlkampf, der republikanische Senator Barry Goldwater, hatte wiederholt vorgeschlagen, Nordvietnam durch vernichtende Bombardements der beiden Städte in die Knie zu zwingen.

nationale Sicherheit leitete, seinem Chef McNamara ein Memorandum vor, in dem er unter anderem ausführte:

„Die Leute, zu denen wir mit Taten reden müssen, sind die Kommunisten (auf die wir einen starken Druck ausüben müssen); die Bevölkerung von Südvietnam (deren Kampfgeist gestärkt werden muß); unsere Verbündeten (die in uns als Schutzmacht Vertrauen haben müssen); und das amerikanische Publikum (das uns bei dem Risiko, das wir mit dem Leben von Amerikanern und dem Prestige der Nation eingehen, unterstützen muß). Da es während der beiden nächsten Monate, bis zu den Wahlen, an Zeit fehlen wird, um bestimmte Aktionen, die vielleicht für die amerikanische Öffentlichkeit entstellt werden, rechtfertigen zu können, müssen wir so lange besonders vorsichtig handeln...“

Nur aus wahltaktischen Überlegungen, deren Zynismus kaum noch zu übertreffen ist, schob Johnson den rücksichtslosen Bombenüberfall auf die Volksrepublik Nordvietnam, den sein Gegenspieler Goldwater öffentlich predigte, so lange auf, bis er den Sieg in der Tasche hatte.

Am 7. September 1964 fand im Weißen Haus eine geheime „strategische Konferenz“ statt, an der neben Präsident Johnson auch Außenminister Rusk, Verteidigungsminister McNamara, der Vorsitzende der Vereinigten Stabschefs, General Wheeler, der amerikanische Botschafter in Saigon, Taylor, und der Leiter des CIA, McCone, teilnahmen. Dabei wurde „allgemeine Übereinstimmung“ darüber erzielt, daß der Bombenkrieg, nach dem erwarteten Wahlsieg Johnsons, zu Beginn des nächsten Jahres in Gang gebracht werden sollte. Die technischen Vorbereitungen zum schlagartigen Einsatz Hunderter Bombenflugzeuge und für den Abwurf Zehntausender Tonnen von Napalm und anderen Bomben auf nordvietnamesisches Gebiet liefen sofort an, während Johnson auf seinen Wahlversammlungen immer noch Vernunft und Mäßigung predigte und den Gegenkandidaten als kriegslüsternden Abenteurer geißelte.

Am 3. November 1964 wurde der durch den heimtückischen Staatsstreich von Dallas ans Ruder gekommene Johnson zum Präsidenten „im eigenen Recht“, wie man im Amerikanischen sagt, gewählt — aus keinem besseren Grunde, als weil er das kleinere Übel war oder zu sein schien. Noch am gleichen Tage, auch das haben die Pentagon-Papiere enthüllt, fand die letzte Planungsrunde für die Entfesselung des Bombenkrieges gegen Nordvietnam statt. Den Befehl dazu gab Johnson am 13. Februar 1965, und alsbald lief die gigantische Operation mit dem Kodennamen „Rolling Thunder“ (rollender Donner) an.

Mehr als drei Jahre lang wurde hemmungslos gebombt — mit dem kläglichsten Ergebnis, das je ein Luftkrieg gehabt hat. Tausende amerikanischer Flieger kamen dabei ums Leben, wurden verletzt oder gerieten in Gefangenschaft. Doch trotz aller Verwüstungen und schwerer Verluste unter der Zivilbevölkerung blieb der Kampfgeist der Demokratischen Republik Vietnam ungebrochen.

Man sollte meinen, daß eine solche Erfahrung genügt hätte, um

von einer Wiederholung abzuschrecken. Doch die Unbelehrbaren geben nach wie vor in Washington den Ton an. Ob Demokraten oder Republikaner, treiben sie das gleiche heuchlerische Spiel. Wie sein Vorgänger, so bereitet Nixon immer neue kriegerische Aktionen vor, während ihm die Salbadereien von Frieden und Demokratie wie Honig aus dem Munde tropfen. Seit vielen Wochen schon ist, von der Weltöffentlichkeit viel zuwenig beachtet, ein neuer Bombenkrieg gegen Nordvietnam im Gange — unter den gleichen fadenscheinigen Vorwänden wie damals: Es handelt sich natürlich nur um „Vergeltungsschläge“, die Aufklärungsflugzeuge der Amerikaner müssen durch Unschädlichmachung von Luftabwehrstellungen „geschützt“ werden und so weiter, und so weiter.

Nixon hat schon bald nach seiner Amtseinführung eine Parole ausgegeben, an die er sich unentwegt klammert: „Ich werde nicht der erste amerikanische Präsident sein, der einen Krieg verliert.“ Dabei hat er ihn längst verloren, wie die ganze Welt und auch das ganze amerikanische Volk, außer Nixon und seiner Clique, weiß.

In diesem Zusammenhang lohnt es sich, aus einem Exklusivbericht zu zitieren, den der bekannte amerikanische Journalist Thomas B. Ross in der „New York Post“ vom 17. Juni 1971 unter der Überschrift „Was nicht gedruckt wurde“ veröffentlicht hat. Ross hatte sich damals, wie andere, darüber gewundert, daß die „New York Times“ aus eigenem Entschluß einen kleinen Teil des riesigen Aktenberges, der ihr von Daniel Ellsberg zugespielt worden war, von der Veröffentlichung ausgeschlossen hatte, und sah sich nach Informationen darüber um. Das Ergebnis war:

„Der unveröffentlichte Teil der streng geheimen Pentagon-Geschichte des Vietnamkrieges betrifft die Periode im Jahre 1954, in der Präsident Nixon in der Debatte über den Abwurf von Atombomben und den Einsatz amerikanischer Truppen eine Schlüsselrolle spielte. Beamte der damaligen Eisenhower-Regierung behaupteten gestern, daß Nixon, der zu jener Zeit Vizepräsident war, für die Anwendung von taktischen Kernwaffen und den Einsatz amerikanischer Kampftruppen eingetreten sei, um eine Niederlage der Franzosen zu verhindern...“

Ross' Gewährsleute erklärten zwar, daß sie nicht wüßten, ob Nixons Stellungnahme von damals in den Pentagon-Papieren dokumentiert sei, doch weisen die Umstände darauf hin, daß dies der Fall ist. Der genannte Journalist fährt fort: „In einer Anzahl von inoffiziellen Berichten wird Nixon als ein Fürsprecher der Verwendung von Kernwaffen und amerikanischer Kampftruppen in Nordvietnam zum Zweck, eine französische Niederlage zu verhindern, dargestellt. Die Frage wurde damals von den Vereinigten Stabschefs beraten, und die Pentagon-Geschichte, die den Zeitraum 1945 bis 1968 umfaßt, enthält vermutlich dokumentierte Zitate betreffend Nixons Haltung in dieser Sache.“

Die sonst so offenerzige „New York Times“ hat also den verhängten Atomkrieg von 1954 bewußt geschont, weil er heute Präsident ist. Er aber schon niemanden, am wenigsten das eigene Volk.

An den Ufern des Tiber von Henryk Keisch

Rom ist ein Ameisenhaufen, ein wimmelnder Ameisenhaufen von enormen Ausmaßen, und das nicht erst in unseren Tagen. In den Museen kann man Schautafeln und Reliefs betrachten, rekonstruierte Darstellungen der antiken Reichsmetropole, wie sie während der ersten nachchristlichen Jahrhunderte aussah; auch nach heutigen Begriffen eine imponierend-erschreckende, ausgedehnte Großstadt mit dichtbebauten, übervölkerten Armenvierteln neben Zentren großzügiger, ja verschwenderischer staatlicher Repräsentation und Anhäufungen von privatem Luxus.

Die Schätzungen der Einwohnerzahl Roms zu jener Zeit gehen weit auseinander. Aber keine bleibt wesentlich unter der Millionengrenze, manche Autoren nehmen bis zu zwei Millionen Einwohner an. Also müssen die Straßen und Gassen, die Foren und öffentlichen Gebäude, die Märkte und Tempel damals schon von einem ähnlichen Menschengewimmel wie heute erfüllt gewesen sein. Vieles spricht dafür, daß ähnlich wie heute die Saugkraft der Millionenstadt auf Fremde wie Einheimische gleichermaßen unwiderstehlich wirkte, daß auch der Nicht Römer, der Gallier oder Germane, der Orientale oder Afrikaner, mochte er die Stadt als kriegsgefangener Sklave betreten haben oder als Eroberer, als abenteuerlustiger Reisender oder als Händler, in kürzester Frist ihren Lebensrhythmus annahm, daß er ein Teil des rastlosen Gewimmels wurde.

Ich möchte bezeugen: Es gehört auch heute viel, sehr viel Phlegma dazu, sich der Überrumplung und Verführung durch diesen gesteigerten Lebensrhythmus zu entziehen. Ich für mein Teil habe es gar nicht erst versucht. Seitdem stehe ich einer gewissen, bei uns anzutreffenden Beschaulichkeit, die manche sonderbarerweise als Berliner Tempo bezeichnen, mit noch weniger Verständnis gegenüber als zuvor.

Der heutige römische Ameisenhaufen unterscheidet sich indessen von dem einstigen in mehreren Punkten, unter anderem dadurch, daß er etliche Meter höher liegt. Man blickt auf die einzigartigen Ausgrabungsstätten, auf die erst in moderner Zeit freigelegten Reste antiker Anlagen und Bauten hinunter, als stünde man am Rand einer großen Baugrube. Der Zivilisationsschutt von zwei Jahrtausenden mußte hier abgetragen werden. Sollte sich unser Wort Geschichte vielleicht doch nicht, wie die Sprachwissenschaftler glauben, von „Geschehen“ herleiten, sondern von den übereinandergelagerten Schichtungen, aus denen die Archäologen, hierin den Geologen ähnlich, die Vergangenheit ablesen?

Das starke Bewußtsein, mich an Orten mit so weit zurückreichender Tradition zu befinden, hat mich tagelang nicht losgelassen. Über diese Straße ist Cäsar gezogen, auf diesen Stufen hat Michelangelo gestanden — wen könnte der Gedanke gleichgültig lassen. Sinn für die historische Dimension ist, glaube ich, der sehr zu respektierende

Ursprung all der vielbelächelten und gewiß zumeist auch wirklich komischen Erscheinungen, die sich mit dem zeitgenössischen Massentourismus verbinden. Deshalb ist es ungerecht, dünnelhaft und allzu billig, sich über die Busladungen verschwitzter Urlauber, die hier wie anderswo gewissenhaft Sehenswürdigkeit auf Sehenswürdigkeit absolvieren, nur zu mokieren. Nein, diese Menschen sind keine Banausen. Sie suchen die Begegnung mit der Vergangenheit, mit ihren zivilisatorischen und künstlerischen Taten. Daß ein Heer oft wenig qualifizierter Fremdenführer sie mit Oberflächlichkeiten, Gemeinplätzen und Banalitäten abspeist, daran sind sie unschuldig. Das Schöne ist, daß dennoch erwiesenermaßen selbst ein solcherweise abgehaspelt Besuchsprogramm tiefe geistige Erlebnisse hervorzubringen vermag.

Übrigens ist das Wort Tourist längst nicht mehr imstande, die Vielfalt auszudrücken, in der sich das damit bezeichnete Phänomen tatsächlich darbietet. Die Gäste der Luxushotels an der berühmten römischen Via Veneto haben kaum etwas gemeinsam mit den Konsumenten touristischer Eintopfmenüs, den Charterflug-Urlaubern zu Pauschalpreisen in den zweit- und drittklassigen Unterkünften des Stadtzentrums. Diese wiederum möchten in der Regel nicht mit den jungen Leuten in abgeschabten Pullis und Jeans verwechselt werden, aus deren Gesäßtasche ein amerikanischer Bestseller hervorlugt: „How to travel in Europe with 5 dollars a day.“ Das ist, wie im Titel versprochen, ein nützliches Handbuch, enthaltend präzise Hinweise auf Möglichkeiten billiger, weil total anspruchsloser Lebensführung in den Ländern Westeuropas; ursprünglich gedacht für mittellose junge Amerikaner, die es anscheinend in erstaunlich großer Zahl gibt, inzwischen längst auch in vielen nichtamerikanischen Händen zu sehen.

Dieser Typ von Touristen, der, auf Brunnenumrandungen sitzend, ein Sandwich verzehrt, bringt Italien sicher nicht viele Devisen ein. Er kann allerdings auch nicht mehr, wie noch vor ein paar Jahren, bei unsereinem Anspruch auf undifferenzierte Sympathie erheben. Denn die Zusammensetzung der Schwärme von modernen Tramps und damit ihr sozialer Stellenwert haben sich gegenüber früher stark verändert. Ursprünglich waren es im wesentlichen oppositionelle amerikanische Jugendliche, Armeedeserteure, kritisch gestimmte Studenten, die, getrieben von eindeutigen Protestmotiven, nach Europa emigrierten und hier eine Existenz am Rande der Gesellschaft wählten. Das ist längst nicht mehr so. Einen Mittelmeersommer lang den Hippy spielen, mit verwildertem Haupt- und Barthaar sich auf den Stufen zum Kapitol oder zur Akropolis räkeln, so frenetisch wie mechanisch in die Saiten einer Gitarre greifen, die außer einfachsten Rhythmen nichts hervorzubringen weiß, dabei den möglicherweise vom Marihuanarauch vernebelten Blick teils in eine unbestimmte Ferne gerichtet, teils aber auch auf die am Boden ausgebreitete Mütze, in die ab und an ein Passant, das wahre Anliegen des Musikers richtig erfassend, eine Münze fallen läßt — all das ist

offenbar weithin zur gern kopierten Mode geworden, auch wo innere Notwendigkeit und objektive Sinngebung fehlen.

Man „trägt“ Nihilismus und Asozialität. Die Mode hat sich über Westeuropa ausgebreitet. Den wirklichen Problemen und Aufgaben, vor die das Fehlen einer positiven Perspektive im Persönlichen wie im Gesellschaftlichen viele junge Leute in diesen Ländern stellt, wird damit ausgewichen. Gerade das ist wohl der Hauptgrund, warum eine sonst nicht eben zimperliche Polizei das pittoreske, aber allen Konventionen hohnsprechende Treiben auf Straßen und Plätzen toleriert. Der moderne Tramp, scheinbar so antibürgerlich, eignet sich aufs beste zur romantischen Verklärung der bürgerlichen Systemkrise. Vor einem Hintergrund aus antiken Ruinenstätten und barocken Kirchenfassaden macht er sich, das beweist Rom, unter diesem Gesichtspunkt besonders gut.

(wird fortgesetzt)

Begräbnis einer Zeitung von R h e n a n u s (Bonn)

„Wacht auf, Prälaten dieser Erde...“ — „Schwarzer Humor“ im übertragenen wie im buchstäblichen Sinne; denn das „Deutschordenshaus“ am Frankfurter Main-Quai, in dessen Mauern damit wohl zum erstenmal die Melodie der „Internationale“ erklang, gehört der katholischen Kirche. Es waren die Redakteure der hier untergebrachten Wochenzeitung „Publik“, die den ihrem aktuellen Bedürfnis angepaßten Text darauf sangen, nachdem die westdeutschen Bischöfe mit Mehrheit beschlossen hatten, die zur Fortführung des Blattes notwendigen Zuschüsse nicht zu bewilligen.

Nun ist die katholische Wochenzeitung „Publik“ gewiß nicht das erste Presseorgan und wird auch nicht das letzte bleiben, das wieder in der Versenkung verschwindet. Im Verlauf der letzten Jahre sind in der Bundesrepublik viele mittlere und kleinere Blätter dem fortschreitenden Konzentrationsprozeß zum Opfer gefallen. „Publik“ aber ist ein Sonderfall, denn dieses Blatt wurde von seinen eigenen Vätern umgebracht, und weil dieser Vorgang für die Auseinandersetzungen innerhalb der katholischen Kirche symptomatisch ist, verdient er einige Aufmerksamkeit.

Ehe die Bischöfe der 22 westdeutschen Diözesen 1967 fünfzehn Millionen locker machten, um „Publik“ zu subventionieren, gab es außer den sogenannten Bistumsblättern — eine Art von Vereinsinformationen — überhaupt keine kircheneigene Presse, und über das Niveau der kirchenhörigen („Deutsche Tagespost“ etc.) weiß man alles, wenn man erfährt, daß dort Emil Franzel¹⁾ der begehrteste Leitartikler ist. Auch von dem im gleichen Ungeist, aber anspruchsvoller aufbereiteten „Rheinischen Merkur“ fühlt sich aber nur ein seit 26 Jahren konstant bleibender Kreis von eingefleischten „Ultramontanen“ angesprochen.

1) „Franzel heißt die Kanaille“ — Wb 21/1968

Das also war lange der Stand der Dinge, obwohl der hohe Klerus — spätestens, seit er im Kulturkampf Bismarck besiegt hatte — die Presse als Waffe ihrer Bedeutung gemäß einschätzte. Benedikt XV. (1914—1922): „Wichtiger als die Erbauung einer Kirche ist die Gründung und die Unterstützung einer katholischen Zeitung!“ Aber seit — bald nach der Zerschlagung des Faschismus — die Restauration fast unbehindert ihren Fortgang nehmen konnte, erfüllten die bi-gotten Revolverblättchen ja durchaus den ihnen zugedachten Zweck. „Hütet euch vor dem verheerenden Einfluß einer neutralen oder liberalen Presse!“ so warnte Julius Döpfner, damals, 1953, noch Bischof in Würzburg, seine „Gemeinde der Heiligen“²⁾. In der „Abendländischen Aktion“ des Fürsten von Waldburg zu Zeil und Trauburg scharten sich Adenauer und seine politischen Gehilfen gemeinsam mit der Crème de la Crème des europäischen Hochadels um Otto von Habsburg, und man überlegte, wie wohl die Aktien für eine Neuauflage des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation stünden. Bis es soweit war, wollten sich CSU-Mannen wie Richard Jäger mit Abschlagzahlungen begnügen: Wiedereinführung der Todesstrafe, Abschaffung der obligatorischen Zivilehe, statt dessen sollte die Konfessionsschule obligatorisch werden etc.

In jenen frühen fünfziger Jahren, als man sich auf die Wiederaufrüstung vorbereitete, trieben die katholischen Geistlichen von der Kanzel herunter völlig ungeniert Wahlpropaganda. 1953 in Unterfranken: „Jeder Christ muß beim Jüngsten Gericht Rechenschaft über sein Verhalten am Wahltag ablegen. Wer einer roten Partei seine Stimme gibt, wird nicht in den Himmel eingehen!“ Im Hildesheimer Dom: „Wir wollen uns bei den kommenden Wahlen zu Christus bekennen. Das sind wir unserer Führerin Maria schuldig...“ Die Mitglieder des „Evangelischen Arbeitskreises“ der Unionsparteien, obwohl in ihrer Mehrzahl nicht weniger reaktionär als die „Christen“ von der anderen Observanz, fühlten sich immer stärker an die Wand gedrängt. Von der Ökumene, der Einheitsbestrebung der Kirchen, nach 1945 sehr im Gespräch, wollte man zunächst nichts mehr hören. Inzwischen ist sie wieder „en vogue“, aber wenn mehr dahintersteckte als leeres Gerede, hätte man vielleicht doch die Anregung zu einer „Mischehe“ zwischen „Publik“ und dem „Allgemeinen Sonntagsblatt“ der Protestanten aufgegriffen. Statt dessen hat es der Papst erst dieser Tage abgelehnt, den 1521 gegen Luther verhängten Kirchenbann aufzuheben...

Mit der Gründung von „Publik“ befolgte man die vom Zweiten Vatikanischen Konzil ausgegebenen neuen Richtlinien: „Öffnung der Kirche zum Dialog mit der Welt.“ Seit Herbst 1968 unterzog sich nun also „Publik“ dieser Aufgabe, und zwar auf bemerkenswert erfolgreiche Weise. Selbstverständlich wollte und konnte das von der Bischofs-Konferenz subventionierte Blatt kein Sprachrohr der „Priester- und Solidaritätsgruppen“ werden, die sich als Revolutionäre begreifen. Unterstellt man, und das ist angebracht, daß heute

2) Kirchlicher Fachausschuss für die katholischen Getauften

im Klerus dieselbe „Polarisation“ wie im „Laienvolk“ vor sich geht: Hie Erzkonservative — hie Progressisten, und zwischen ihnen das sich langsam leerende Reservoir der „Gemäßigten“ — dann war „Publik“ etwas links von der Mitte placiert. Gesellschaftspolitisch propagierte das Blatt die katholische Soziallehre — stand also den CDU-Sozialausschüssen von Katzer und Blüm nah —, in seinen außenpolitischen Vorstellungen ging es mit der heutigen Bundesregierung konform, übte aber darüber hinaus harte Kritik an den Aggressionskriegen des werten USA-Verbündeten und an allen Erscheinungsformen des Neokolonialismus.

Von Anbeginn an war „Publik“ deshalb der Rechten in und außerhalb der Kirche ein Ärgernis. Nach Ablösung der „Großen Koalition“ durch die der SPD/FDP wurde die Forderung nach seiner Liquidierung auch immer dringlicher, es erschien kaum mehr eine Nummer des „Bayernkurier“, in der die „linke“ Konkurrenz nicht unter Beschuß genommen wurde. „Publik“ revanchierte sich, indem es zum Beispiel auf die Ähnlichkeit der Diktion des Franz Josef Strauß mit der des Adolf von Thadden hinwies.

Als die Bischofskonferenz vor zwei Jahren trotzdem beschloß, noch einmal 13 Millionen in das Blatt zu investieren — es geschah schon damals mit knappster Mehrheit und lediglich, weil einflußreiche katholische Laienorganisationen sich dafür stark gemacht hatten —, höhnte die Strauß-Postille: Demnach habe man in Fulda (dem Sitz der Konferenz) nichts dagegen, daß die „von katholischen Steuerzahlern aufgebraachten Millionen zur Verhöhnung katholischer Politiker“ verwendet würden! Ein Argument, das die mangelnde Unterrichtung der „Gemeinde der Heiligen“ einkalkulierte, denn die Kirche ist, allein dank ihrem Grundbesitz, so reich, daß sie auf die Steuereinkünfte leicht verzichten und gleichwohl mehr als ein Publikationsorgan finanzieren könnte. Wenn die Geldfrage jetzt von den Bischöfen als Vorwand benutzt wurde, um „Publik“ den Garaus zu machen, dann ist das reine Heuchelei.

In Wahrheit wurde eine im übrigen von den Drahtziehern vorgeprogrammierte Entscheidung getroffen, die genau dem Trend entspricht, der sich auch auf der kürzlich zu Ende gegangenen Bischofsynode in Rom abzeichnete. Auch dort behaupteten am Ende wieder die Erzkonservativen das Feld, zu ihnen gehört auch die Mehrheit der westdeutschen Kirchenfürsten. Gewiß läßt diese Mobilmachung der kirchlichen Reaktion gegen eine ihr verhaßte Entwicklung — das Bündnis militanter Katholiken mit den Unterdrückten in der sogenannten Dritten Welt und in den USA, die wachsende Kritik am eigenen Establishment — die Wirklichkeit völlig außer acht. Sie ignoriert auch die wachsende Zahl der Kirchenaustritte, den Nachwuchsmangel in Klöstern und charitativen Verbänden, so daß in der Tat der Eindruck entstehen könnte, man wolle sich bei Durchsetzung des ja nach wie vor bestehenden „Alleinvertretungsanspruches“ mehr auf weltliche Gewalt, denn auf geistige Waffen verlassen. Und so heißt es auch: Entscheidend für den Untergang von „Publik“ sei

es gewesen, daß der hohe westdeutsche Klerus „die Rückkehr der CDU/CSU an die Macht und damit die Wiederherstellung eines stärkeren amtskirchlichen Einflusses auf die Bundesregierung“ (SZ) wünsche, sich das Blatt aber in diesem Sinne als nicht „nützlich“ genug erwiesen habe.

Das Echo der öffentlichen Meinung auf die Entscheidung der Bischöfe ist ungewöhnlich laut und anhaltend, die Kritik außerordentlich scharf, so scharf, daß der CDU-Sprecher es für angebracht hielt, öffentlich zu behaupten, seine Partei sei „nicht mitschuldig“, sie habe „nie den leisesten Versuch gemacht, die Stimme von ‚Publik‘ zum Schweigen zu bringen...“ Mit solchen Unannehmlichkeiten hatte man wahrscheinlich doch nicht gerechnet.

Die Lichter erlöschen ...

...in den Schulen der Vereinigten Staaten von Amerika — noch lange nicht in allen Schulen, und bisweilen flackern sie auch wieder auf, wenn man genügend Geld zusammengekratzt hat.

Im Oktober schlossen zum Beispiel in Independence (110 000 Einwohner) die Schulen für eine Woche, da man kein Geld zur Aufrechterhaltung des Unterrichts hatte. Emory Parks, stellvertretender Schulrat, erklärte bei der Wiedereröffnung: „Wir werden die Schulen so lange offen halten, wie das Geld reicht. Danach werden wir sie wieder schließen. Überall, bei Lehrern wie Eltern, herrscht verzweifelte Stimmung, aber wir können nichts für sie tun.“

Anfang November fiel der Unterricht für 54 000 Schulkinder in Dayton, Ohio (250 000 Einwohner) aus. Bei telefonischen Anfragen erklärte die Erziehungsbehörde auf einem Tonband: „Alle Schulen und Erziehungsbehörden sind während der gegenwärtigen Finanzkrise geschlossen. Bitte rufen Sie von neuem an, nachdem ein Datum für die Wiedereröffnung der Schulen bekanntgegeben worden ist.“

Ähnliche Meldungen kommen aus allen Teilen der USA, auch aus Stadtteilen von Millionenstädten wie Chicago, Philadelphia und Cleveland.

Etwa 100 000 Lehrer sind schon arbeitslos.

Die Knappheit an Mitteln ist um so größer, als die Schulen überwiegend von Gemeindesteuern unterhalten werden, und zwar aus Vermögenssteuern. Gerade diese aber sinken während einer Krise besonders stark ab, da die Reichen viel eher sich von Steuerzahlungen drücken können als die Armen. Aus dem gleichen Grunde sind auch die Gelder, die für Schulen aufkommen, wenn keine Krise herrscht, außerordentlich verschieden: In armen Gemeinden sind es so wenig wie 90 Dollar pro Schüler und Jahr, in reichen Gemeinden bis zu 6000 Dollar und mehr.

*

Seit der Krise von 1929/32 haben wir solche Nachrichten nicht aus den USA gehört. Sie erscheinen in einer Beziehung noch wichtiger als Nachrichten über steigende Arbeitslosigkeit. Denn obgleich wir natürlich die Arbeitslosigkeit abgeschafft haben, sowohl als Tatsache wie als Gefahr, so weiß man doch bei uns um diese furchtbare Geißel des Kapitalismus.

Wer aber kommt bei uns auch nur auf die Idee, daß in den USA die Kinder vor geschlossenen Schulen stehen könnten — geschlossen, weil kein Geld da ist, um die Lehrer zu bezahlen? Selbst unsere phantasiebegabtesten Kinder, die sich unerhörte Hitze oder Kälte oder den Ausbruch einer Grippeepidemie, die nur die Lehrer trifft, wünschen, um ein paar Tage unerwartete Ferien zu haben, kämen nie auf die „verrückte Idee“, sich zu wünschen, daß unser Staat „mal kein Geld hat“, um die Lehrer zu bezahlen.

Wie völlig fremd werden doch unseren Kindern die Verhältnisse im Kapitalismus! In mancher Beziehung ist das gut so, in mancher Beziehung nicht, denn wie sollen sie Abscheu vor einer solchen Gesellschaft entwickeln, wenn sie so manche Seiten ihrer Entwicklung nicht kennen.

Mit Recht wird Information für unsere Kinder ausgewählt. Doch sollte sie breiter sein und wesentlicher gerade auch für sie zugeschnitten. So richtig es ist, daß sie wie die Erwachsenen die Hauptmerkmale des Imperialismus kennenlernen — werden diese ihnen auch so illustriert, daß sie nicht nur allgemeine Erscheinungen vorgezset bekommen, sondern auch Einzelercheinungen, die sie in ihr eigenes Leben als Kinder übersetzen und ganz persönlich nachfühlen, gewissermaßen am eigenen Körper verspüren können?

*

Die Schulen schließen — im Rahmen eines allgemeinen Rückgangs aller kultureller Aktivitäten. Es schließen auch Theater und Kinos. Selbst in den größten Städten. In New York betrug die Zahl der Theateraufführungen in den vier Jahren von 1965 bis 1968 zwischen 10 000 und 10 360; im ersten Jahr der Krise, 1969 — sie begann im August —, sank sie auf 9672, im zweiten Jahr, 1970, auf 6865, und 1971 rechnet man mit nicht viel mehr als 5000 Aufführungen, etwa der Hälfte von 1965/68.

Die Lichter der Kultur erlöschen... wie auch die Neonlampen dessen, was sich nur als Kultur gibt, der Talmi-Kultur; selbst für sie beginnt das Geld zu fehlen. Populäre Wochen- und Monatszeitschriften stellen ihr Erscheinen ein oder müssen die Auflage senken, und auch die gerissensten Sex-Geschichten mit den „geschicktesten“ Photos retten sie nicht mehr vor finanziellem Verlust.

Auch die Meinungsmanipulation wird von der Wirtschaftskrise ergriffen — es herrscht wahrlich eine akute Krise des gesamten Gesellschaftssystems des Kapitalismus!

Jürgen Kuczynski

Eine sozialistische Gaunerkomödie?

von Günther Cwojdrak

In den Leipziger Kammerspielen wird seit Ende Oktober ein neues Stück Rudi Strahls gespielt: „Noch mal ein Ding drehn“ — damit man weiß, womit man es zu tun hat, wird im Untertitel hinzugefügt „Eine sozialistische Gaunerkomödie“.

Eine sozialistische Gaunerkomödie sehen zu können, habe ich mir schon lange gewünscht. Was hatte der Autor unter dieser Bezeichnung zu bieten?

Da lebt also, irgendwo in einer kleinen Stadt der DDR, ein schon etwas ergrauter, reputierlicher Herr, der früher ein in Fachkreisen sehr angesehener Ganove gewesen war; in den Verbrecheralben vom Ende der zwanziger Jahre nahm er einen hervorragenden Platz ein. Dieser Bürger Pinkas möchte nun auf etwas ausgefallene Weise endgültig von seiner Vergangenheit Abschied nehmen: einmal noch möchte er ein Ding drehn. Dazu holt er sich zwei ehemalige Spießgesellen, einer der beiden kommt speziell zu diesem Zweck aus Düsseldorf angereist.

Aber nun zeigt sich, daß dem Pinkas die kriminelle Unternehmensfreudigkeit abhanden gekommen ist; die sozialistischen Lebensbedingungen sind auch auf sein Gemüt nicht ohne Einfluß geblieben, da hat sich einiges verändert. Aus dem geplanten Ding wird schließlich eine Aktion, die nicht übel in den Wettbewerb „Schöner unsere Städte und Gemeinden“ paßt: Pinkas demontiert mit seinen beiden Helfern zur Nachtstunde das ziemlich überflüssige Denkmal irgendeines Kurfürsten vom Marktplatz. Und der Bürgermeister billigt denn auch im nachhinein die Aktion: der hohe Herr kehrt nicht auf seinen Sockel zurück, man stellt ihn im Museum ab. So wird Pinkas, nach aufgedeckter Tat, auch vom zuständigen Hauptmann der Volkspolizei und dessen Mitarbeitern eher mit Wohlwollen als mit Mißbilligung betrachtet. Gewiß, Pinkas wollte sich noch mal ins Gespräch bringen, aber er wollte auch dem eifrigen, jungen Kriminalisten, mit dem er befreundet ist, Gelegenheit geben, seinen Scharfsinn bei der Aufdeckung eines „Dings“ zu beweisen. Ende gut, alles gut; sogar der noch aktive Ganove aus Düsseldorf zeigt sich tief beeindruckt, und Bürger Pinkas beginnt einen Honigmond mit einer älteren Richterinnen außer Dienst, die er während dieser Zeit schätzen- und liebgelernt hat.

Könnte das, dem Sujet, der Fabel nach, eine Gaunerkomödie sein? Vermutlich ja — es kommt darauf an, was der Autor daraus gemacht hat. Und Strahl hat daraus nun ganz gewiß keine Gaunerkomödie gemacht, sondern einen Ganovenschwank. Die Handlung ist so zusammengezimmert und zurechtgebogen, daß da ein erkleckliches Maß an Situationskomik untergebracht werden kann; die handelnden Figuren sind keine psychologisch differenzierten Charaktere sondern zumeist komische Typen, mehr im Umriß gezeichnet als ausgeführt. Das alles ist für einen Schwank absolut legitim — nur mit einer Komödie hat es herzlich wenig zu tun.

Wieder einmal hat Strahl gezeigt, daß er, von seinen Bemerkungen im Programmheft abgesehen, eine leichte Hand hat, einen sicheren Blick für komische Situationen und Effekte. Und das „Ding“, das hier gedreht wird, ist keineswegs ohne soziale Relevanz: auf unterhaltende Weise wird reflektiert, daß unter sozialistischen Bedingungen dem Berufsverbrechertum der Boden entzogen ist, daß Gerichtsurteil und Strafe für den Verurteilten nicht den Ausschluß aus der Gesellschaft bedeuten, ihn nicht zu dauernder Kriminalität verdammen.

Regie führte Peter Förster. Er betonte, ganz zu Recht, daß es sich bei diesem Stück um einen Schwank handelt: die Farben wurden dick und kräftig aufgetragen, ohne übertriebene Furcht, dadurch in die Nähe von Klamauk und Klamotte zu geraten. Im Verein mit seinen Kumpanen Brechstange und Muschko (Werner Godemann und Erich Giesa) spielte Fred-Artur Geppert als Pinkas schwungvoll auf — geheime Lüste, Läuterung und große Liebe zur betulich-energisches Richterin Helene Röslein (Annemarie Collin) fügten sich zu einem bewegenden Seelenpanorama zusammen.

Das Publikum ließ sich gern auf schwankhafte Art unterhalten und geizte wahrlich nicht mit Beifall. Schon ein mittleres Späßchen über die einschläfernde Wirkung mancher DEFA-Filme reichte hin, eine donnernd-dankbare Lachsalve auszulösen. Und als gar der Arzt Dr. Irrwitz (Ivan Malré) sich mit drohend erhobener Spritze dem leidenden Pinkas nähert und ihm weit ausholend das Instrument in die Hinterpartie bohrt, kannte die Heiterkeit der meisten Zuschauer keine Grenzen mehr. Es gibt keinen Grund, eine solche Art von Heiterkeit geringzuschätzen — auch dann nicht, wenn man selbst sie nicht teilt. Es gibt noch weniger Grund, Stücke geringzuschätzen, die solche Art von Heiterkeit hervorrufen.

„Noch mal ein Ding drehn“ ist ein handfester Schwank, aus all jenen Ingredienzien gemixt, die zu diesem Genre gehören. Eine „sozialistische Gaunerkomödie“ allerdings steht noch aus — dafür braucht man vermutlich einen etwas längeren Anlauf.

Der Eideshelfer

von Quidam

Er spricht von „Charakter“, als er sich mit dem Troß der Anwälte und Syndici, deren Gebührenvorschüsse die „Deutsche Bank“ zahlt, dem Sitzungssaal des Gerichts nähert. Bis zum Ende des langen Ganges tönt seine sonore Stimme. Keine Täuschung: er spricht wirklich von „Charakter“ — ausgerechnet er?! Doch als er näher kommt, wird der Irrtum offenbar. Er spricht nicht von seinem Charakter oder dem des Herrn Abs, dessen schwer zu entbräunende Weste er schneeweiß zu reden gewillt ist. Nein, er spricht von dem „Charakter der Weltmetropole New York“; er ist — wie er gesteht — „nicht mehr recht glücklich“ dort. Leider bekommt man nichts Näheres mehr darüber zu hören, was den Entlastungszeugen des Herrn Abs in New York „nicht mehr ganz glücklich“ werden läßt;

denn schon naht das Gericht: Es kann losgehen mit der Vernehmung des Mannes, der bekunden soll, daß der Herr Abs und seine „Deutsche Bank“ den großen Raubzug gegen das Vermögen jüdischer Menschen in Deutschland nur im Interesse der Beraubten mitgemacht hatte.

Er ist einer der Beraubten. Mitglied der einen von zwei jüdischen Familien, denen der rohstoffveredelnde, die Branche beherrschende Konzern gehörte, bis Hitler der „arischen“ Konkurrenz den Weg zu dem ganz großen Raubzug, „Arisierung“ genannt, freigab. Im modischen nachtschattenblauen Anzug sitzt er vor dem Richtertisch, selbstbewußt die Arme verschränkt. Was sein Beruf ist, wünscht der Richter zu erfahren.

„Rent...“ Nein! Rentner sagt er nicht. „Rentier“, das scheint ihm besser zu klingen. „Der erlernte Beruf“, forscht der Richter weiter. „Wohl Kaufmann“, will er die gestellte Frage selbst beantworten.

„Nein!“ widerspricht der Zeuge. „Industrieller, würde ich meinen!“ Und nun schildert der jüdische Industrielle, wie es seinem Konzern in der Nazizeit erging.

1933 war es noch zu ertragen; 1934 ging es los: Der Vorstand mußte durch Familienfremde erweitert werden, schließlich bestand er nur noch aus zwei „Ariern“. Die Kontingente an Rohstoffen und an für die Veredelung erforderlichen Chemikalien wurden etappenweise verringert. Die Familien versuchten, die Aktien des deutschen Mutterunternehmens an einen holländischen Tochterbetrieb zu veräußern. Doch bewirkte das keine Änderung. Da riefen die beiden jüdischen Familien Herrn Abs von der „Deutschen Bank“ zu Hilfe. Er kam, sah und ... verdiente. Er sagte zu, die Aktien zum Ankaufpreis von 116 Prozent zu erwerben; bezahlt hatte die Deutsche Bank dann leider nur 106 Prozent, die Aktien dafür aber später zum Kurs von 161 Prozent weiterveräußert. Kein schlechtes Geschäft für die Deutsche Bank und ihren Präses Abs!

Wieviel die beiden jüdischen Familien von diesem Erlös abbekamen? will Professor Kaul, der Anwalt des von Abs verklagten Schriftstellers, wissen.

Diese Frage bringt den Zeugen in eine recht gekünstelte Erregung. Er versteht nicht, warum man sich hier für diese Geschäfte des Herrn Abs derart interessiere. Man sollte doch viel eher Feststellungen darüber treffen, wie in der Ostzone ... — er sagt, es ist Ende November 1971, tatsächlich „Ostzone“. Was der Zeuge in oder von der „Ostzone“ festgestellt wissen will, erfährt man leider nicht, da der Richter ihn vorsorglich unterbricht: Hier gehe es eben nur um die Geschäfte des Herrn Abs, und er, der Richter, möchte auch lieber etwas anderes tun, als diesen Geschäften nachzuspüren.

Nach vielem Hin und Her schält sich eine Antwort auf die von Professor Kaul gestellte Frage heraus. Bekommen haben der Zeuge und die anderen Mitglieder der beiden jüdischen Konzernfamilien von der Beute der „Deutschen Bank“ nicht einen roten Heller.

„Dafür konnte aber Herr Abs nichts... absolut nichts!“ ereifert sich der Zeuge. Im Gegenteil: „Er hat uns sehr geholfen!“

„Wann?“ will Professor Kaul wissen: „Als die ‚Herrlichkeit‘ zu Ende und Hitler in die Hölle gefahren war...?“

„Nein... Vorher! 1938!“. Die Stimme des Zeugen droht sich zu überschlagen.

„In welcher Beziehung hat er Ihnen und den anderen Mitgliedern Ihrer Familie geholfen?“ ist die Gegenfrage.

„Ihm haben wir zu verdanken, daß die Pensionsverträge der Vorstandsmitglieder kapitalisiert wurden und die Beträge in die Schweiz transferiert werden konnten.“

„In welcher Höhe?“ will der Stuttgarter Kollege von Professor Kaul wissen. Wieder redet der Zeuge kreuz und quer, bis es schließlich herauskommt: Viereinhalb Prozent der gesamten Summe. War also der kapitalisierte Pensionsbetrag 100 000 Mark, so gab es dank der „Hilfe“ von Abs ganze 4 500 Mark.

Nach der Zerschlagung des Faschismus fanden sie wiederum zusammen. Die beraubte Konzernfamilie und diejenigen, die sie beraubt hatten: Solidarität der Ausbeuterklasse!

So konnte der Zeuge seine Vernehmung mit der wörtlichen Feststellung beenden: „Wir waren glücklich, daß Herr Abs uns auf unsere Bitten beistand und Hilfe angedeihen ließ!“

Als sich der Zeuge entfernte, sprach er nicht mehr von „Charakter“.

Ansichtskarte aus Linum von Axel Schulze

Linum, säuberlich ausgebreitet zur Rechten und zur Linken der Hauptstraße wie alle märkischen Dörfer, mit Milchböcken, mit Storchennestern, mit ab und an schilfgedeckten Häusern. Linum. in knapp zwei Minuten zu durchfahren mit dem Neuruppiner Linienbus. Wir aber sind ausgestiegen.

Im Rücken Fehrbellins Siegesdenkmal auf einem von Kiefern bestandenen Höhenzug, der trennt das Havelländische Luch vom Rhinluch, wie uns erklärt wird vom Genossenschaftsvorsitzenden Horst Hasse, der von allem weiß und erzählt, von der wirtschaftlichen Situation in der Kooperationsgemeinschaft, von Plänen zum Ausbau der Färsenaufzucht, von den Fischaufzuchtteichen (davon später), von Speichern und Trockenanlagen für Grünfutter, von der Stützung der Kartoffelpreise, von Rentabilität, von, von.

Während der Barkas rollt über Feldwege, in Wagengeleisen ins Schlingern kommt, Kirschbaumalleen abfährt. Dahinter wieder Wiesen und Gräben mit knorrigem, niedergebücktem Weidengesträuch.

Die Linumer Genossenschaft, zur Kooperationsgemeinschaft Ländchen-Bellin gehörend, hat einen Stall, wo in Boxen, die automatisch entmistet werden, je hundert Kälber in einer Reihe stehen, mit Blechmarken an den Ohren markiert, gefüttert mit Milchpulver und getrocknetem, gehäckseltem Grünfutter. Ein Facharbeiter für Rinderzucht betreut diesen Stall am Ortsausgang allein, diesen Aufzuchtstall,

der noch nicht ganz fertig ist und nur über eine schwammfeuchte Desinfektionsschwelle zu betreten.

Schon ein bißchen veraltet, das Ganze, sagt Genossenschaftsvorsitzender Hasse.

Im Rhinluch wurde Torf gestochen und auf Stapeln getrocknet. Bulten heißt das bei uns, in der Anhalter Gegend. Das Torfstechen war oft die einzige beständige Verdienstquelle für die märkischen Dörfler. Der Rhin ist nahe Linum schiffbar, also war der Absatz leicht und gesichert. An die Qualität des Bodens dachte niemand, und mit ihrem Raubbau gruben die Linumer Vorväter den Enkeln so buchstäblich das Wasser ab.

Heute liegen die Lastkähne schwer im schmalen Rhin, aber rechts fällt die Böschung drei Meter tief ab, und es beginnen langgestreckte rechteckige Fischaufzuchtteiche, die in den ehemaligen Torflöchern angelegt wurden. Schilf steht dicht in den abgelassenen, abgefischten Teichen, und es riecht dumpf nach Algen und Schlamm. In den anderen Teichen ist die Oberfläche des Wassers ständig bewegt von Schwanzschlägen und von plump aufspringenden Karpfen. Die Aufzucht der Karpfen besorgt ein Betrieb für Fischereiwirtschaft, fast resignierend erzählt es Vorsitzender Hasse, und ich wette, er träumt manchmal von fetten K1- und K2-Karpfen, die sich in Arbeitseinheiten verwandeln, und dann in neue Aufzuchtställe, und dann in noch größere Teiche. Und dann wieder in sehr, sehr fette Karpfen...

Träume und Realitäten: Abends erfahren wir von den Schwierigkeiten. Die einzelnen Genossenschaften der Kooperationsgemeinschaft von Linum über Hakenberg bis Ländchen-Bellin liegen ungewöhnlich weit auseinander. Da Landwirtschaft ohnehin zu sechzig Prozent ein Transportunternehmen, ist dies eine große, zusätzliche Erschwernis. In den drei Bereichen der Kooperation Pflanzenproduktion ist die Arbeitseinheit unterschiedlich, so daß es passieren kann, daß die gleiche Arbeit verschieden entlohnt wird.

Bauern sind mißtrauische Rechner, und was recht ist, muß recht bleiben. Spezialisierung und Zusammenarbeit zum Nutzen aller. Geplant ist der Bau einer Schweinemastanlage in Wildberg und die Konzentration der Milchproduktion in Linum. Geplant ist die Kooperation auch im Bereich der tierischen Produktion. Wandlungen im Märkischen. Fehrbellins Preußenschlacht gegen die Schweden, auf allen Feldern und in den Ställen, unfunktioniert ins Gegenwärtige. Der zunehmenden Säuerung der Wiesen im Rhinluch wurde Einhalt geboten. Die Ergebnisse der Kooperative sind untrüglich an Linums schmucken Bauernhäusern abzulesen, zur Rechten und zur Linken der eingangs erwähnten Hauptstraße.

Auf den Wiesen hinter dem Dorf, hinter den Hausgärten und den Feldern liegt eine aus Sand und Kies gewalzte Bahn, dreißig Meter breit und abgesteckt mit rotweißen Markierungsstangen. Die Bahn endet in einer langgezogenen, zerfahrenen Schleife, da, wo die Fahrzeuge wenden. Bis zu diesem Punkt kamen die Erbauer der neuen Autobahn von Berlin nach Rostock. Die neue Strecke wird bereits abgesteckt, zwei Kilometer entfernt von Linum.

Begegnung mit Agnon

von Aron Vergelis (Moskau)

Schmuel Josef Agnon, geboren 1888 in Buczacz (Galizien), gestorben 1970, war ein bedeutender israelischer Schriftsteller; er schrieb in der Iwrith-Sprache, dem modernen Hebräisch. Agnon ging 1909 nach Palästina und wurde durch den Roman „Bräutigamssuche“ (1931) bekannt, dessen Helden fröhliche Arme sind, die sich nicht unterkriegen lassen. In zugespitzt satirischer Manier geschrieben sind die „Kapitel aus dem Buch des Staates“; die größeren Novellen „Gast über Nacht“ sowie „Die Dame und der Hausierer“ sind von Zorn über die Reaktion durchdrungen. (Nach der „Großen Sowjetenzyklopädie“, Band 1. 1969) Er war „Traditionalist“, aber nicht konservativ, sondern eher urwüchsig, im Volk und dessen Überlieferungen wurzelnd. Dieser „Traditionalismus“ führte Agnon – mit Poesie und in ironischer Haltung auch bei der Darstellung zeitgenössischer Problematik – zu großer epischer Dichtung.

Der Schriftsteller Aron Vergelis ist Herausgeber der in jiddischer Sprache in Moskau erscheinenden Literaturzeitschrift „Sowjetisch Heimland“. In dieser Monatsschrift, etwa 160 Druckseiten, werden Novellen, Romanauszüge, Gedichte und publizistische Beiträge jiddisch schreibender Autoren des In- und Auslands publiziert. Wir veröffentlichten von Vergelis 1970 drei Beiträge („Die Juden in der Sowjetunion“, Heft 6, 7, 8).

Auf der Rückreise von Stockholm, wo er den Nobelpreis für Literatur in Empfang genommen hatte, hielt sich Schmuel Josef Agnon 1966 zur gleichen Zeit wie ich in London auf. Ich schreibe diese Erinnerungen zu einer Zeit, da Agnon nicht mehr unter den Lebenden weilt. Dennoch möchte ich mich ganz der Stimmung überlassen, die mich zu der Zeit beherrschte, als ich mit dem lebenden Agnon sprach.

Mit dem damals achtundsiebzigjährigen israelischen Romancier war ich zwar nicht bekannt, hielt mich aber als Herausgeber einer jiddischen Literaturzeitschrift für verpflichtet, ihm zu gratulieren. Ich rief ihn also an und sagte ihm auch, daß ich ihn gern sehen würde. Wenige Tage später las ich in Londoner Zeitungen, daß die in London akkreditierten israelischen Diplomaten, die vom Inhalt unseres Gesprächs erfahren hatten, „dramatische Versuche“ machten, es Agnon auszureden, sich mit mir zu treffen. Aber in dem Augenblick, in dem ihn mein Anruf erreichte, mußte wohl keiner von den aufdringlichen Ratgebern in der Nähe des berühmten Schriftstellers gewesen sein, und die Verabredung kam zustande.

Wir hatten vereinbart, uns am nächsten Tag zu treffen, der ein Sonnabend war, vielmehr am Abend des nächsten Tages, da gläubige Juden für den Sonnabend selber keine Besprechungen ansetzen. Rabbi Schmuel Josef war sehr fromm, wofür ich Verständnis hatte. Wir hatten auch vereinbart, daß unser Gespräch nicht lange dauern würde. Erst im letzten Augenblick vor unserer Begegnung fiel mir ein, daß ich nicht wußte, in welcher Sprache wir uns unterhalten würden, ob althebräisch oder jiddisch, denn das Iwrith beherrsche ich nicht genug, um es zu sprechen: Doch vielleicht hatte Agnon die Sprache der galizischen Flecken noch nicht verlernt?

Am nächsten Tag fuhr ich ins Londoner Westend zur Villa des Millionärs Harry Landy, in der Agnon abgestiegen war. Harry

Landy, einer von den Schwerreichen, die zum Vorstand der Jüdischen Gemeinde in England gehören und sich durch ihren antidemokratischen Eifer auszeichnen, stieg mit mir in den ersten Stock hinauf und wies mir höflich den Weg:

„Bitte nach rechts.“

Als ich auf Empfehlung des Rechtsgerichteten diese Rechtswendung vollzogen hatte, geriet ich in Landys Bibliothek, wo ein unauffällig gekleideter Greis am Tisch saß. Sein Gesicht war so dicht mit feinen Fältchen überzogen, daß es fast wie angeglüht wirkte. Dieser Eindruck wurde dadurch verstärkt, daß die Fältchen ungewöhnlich verteilt waren — sie gingen um den Mund, strahlten aber auch von den Ohren und von den Augen aus. Es sah so aus, als werde sich dieser Greis bei meinem Anblick erheben und sagen:

„Rabbi Agnon kommt gleich.“

Er stand wirklich auf, sagte jedoch:

„Schalom, Friede sei mit dir...“

Wir begannen jiddisch zu sprechen. Agnon schien diese Sprache eigens gewählt zu haben, um beim Gespräch etwas zu vergessen, das ihn betrübt haben mußte. Ich konnte mir schon ausmalen, was ihn in diesen Tagen enttäuscht haben mochte. Die israelische Botschaft in London zählt an die hundert Mitarbeiter. Unter ihnen fanden sich Diplomaten, die, kaum hatten sie von der bevorstehenden Unterredung zwischen dem israelischen Klassiker und einem sowjetischen Schriftsteller erfahren, sofort alle ihre Staatsangelegenheiten beiseite schoben, um dieses Gespräch zu verhindern. Am Tag der Ankunft ihres berühmten Landsmannes in London hatten sie sich nicht einmal bemüht, für einen würdigen Empfang zu sorgen. Unter dem Vorwand, daß Agnon ermüdet sei, strichen sie mit Erleichterung das Programm der Reden, die er halten sollte, und begnügten sich mit einem offiziellen Abendessen. Jegushua Bitsour, der Londoner Vertreter der Tel Aviver Zeitung „Maariw“, der diesem Essen beiwohnte, schrieb später, Agnon habe sich die piekfeinen Damen und Herren am Tisch der Reihe nach angesehen und ihm dann zugeflüstert: „So ein seltsames Publikum habe ich im Leben noch nicht gesehen.“ Bitsour fügte hinzu: „Zweifellos wäre er viel lieber mit einfachen Menschen zusammengekommen. Aber das wurde ihm verwehrt.“

Die Haltung der offiziellen Vertreter Israels enttäuschte Agnon. Er verheimlichte das nicht, als er mit mir sprach, ja, in der ihm eigenen Art setzte er auch in meiner Anwesenheit die bittere Polemik gegen sein eigenes Milieu fort:

„Das sage ich Ihnen gleich: Von mir brauchen sie keine Spereenzen zu erwarten. Ich bin ein einfacher Mann. Eine gestärkte Hemdbrust trage ich nur, wenn ich keinen anderen Ausweg habe. Vielleicht werden Sie sagen, ich faßte die Russen zu simpel auf, und doch bin ich überzeugt: Gerade in dieser Kleinigkeit äußert sich meine Nähe zu ihnen zuerst. Schon sechzig Jahre sind es, daß ich aus dem Flecken Buczacz bei Lwow nach Palästina gegangen bin, sechzig Jahre — aber geistig fühle ich mich der alten Heimat noch immer verbunden... Als Neunzehnjähriger war ich Zionist und so-

gar ‚Sekretär der Organisation‘ in Buczacz. Aber damit endete meine politische Karriere — aus der Zionistenpartei wurde ich hinausgejagt, und ich kann mich nicht einmal darüber beklagen, daß es ungerecht gewesen wäre: Sie schlossen mich als einen aus, der ihnen fremd ist...

Sie mögen in allen meinen Büchern suchen, soviel Sie wollen. Sie werden darin nie einen Reichen als den Haupthelden finden. Über die schreibe ich nicht gern. Ich beschreibe das einfache Volk. Sie haben recht: Meine Methode nähert sich der Ihren, der realistischen, mögen Methode und ‚Weltanschauung‘ auch keine Pferdchen sein, die man aus dem einen Wagen ausspannen und vor den anderen spannen könnte. Doch davon bin ich überzeugt: Aus welchem Stall ich mein Pferdchen auch herausführe — es zieht meinen Wagen über wirkliches, nicht ausgedachtes Land. Und es ist keineswegs ein Widerspruch, daß ich, in einem realistischen Wagen sitzend, dem Leser ein Zaubermärchen erzähle. Das tue ich, um den Leser zu ködern, ihn der Magie der Kunst zugänglich zu machen.“

In London wurde in jenen Tagen viel über Agnons Sinn für Humor gesprochen. Als er bei der Entgegennahme des Nobelpreises in seiner Rede feststellte, das schwedische Volk sei vom Bazillus des Antisemitismus nicht infiziert, fügte er so nebenbei hinzu:

„... was natürlich erfreulich ist, aber die Ankunft des Messias verzögert...“

Für Agnon waren zwei zunächst unvereinbar scheinende Eigenschaften charakteristisch, wie Naivität in der Art des Gesprächs und Weisheit in seinem Inhalt, Komik im Detail und zum Kern des Problems vorstoßend, Ernst in den Schlußfolgerungen.

„Kritiker fragen“, fuhr Agnon fort, „warum ich im Roman ‚Gast über Nacht‘ den symbolischen Schlüssel des jüdischen Lebens einem Kommunisten übergebe. Jetzt aber kann ich Sie fragen: Vielleicht kennen Sie einen anderen, einen Nichtkommunisten, dem ich diesen Schlüssel anvertrauen könnte?“

Unsere Abmachung, daß das Gespräch kurz sein würde, war längst vergessen. Ich blickte auf die Uhr und konnte meine Besorgnis nicht verbergen: Wir sprachen schon zwei Stunden miteinander!

Agnon interessierte etwas anderes:

„Besser, wir hätten unter vier Augen gesprochen. ∴ Meine Verwandten rief ich, weil sie so neugierig waren, schön, sollen sie zuhören... Sagen Sie mir bitte, wo Sie zum Beispiel gestern abend gewesen sind. Ich möchte doch wissen, womit sich ein sowjetischer Kommunist in London befaßt...“

Es gibt in London das gastfreundliche Puschkin-Haus. Dorthin kommen die, die über Rußland sprechen, von Rußland hören wollen, sehr unterschiedliche Menschen: vom Land ihrer Väter träumende Kinder weißgardistischer Emigranten, ehemalige Bürger unseres Landes, die das Schicksal in die Fremde verschlagen hat — und ich antwortete Agnon, daß ich am Abend zuvor mit solchen Leuten im Londoner Puschkin-Haus sprach.

„Worüber?“

„Über die literarischen Diskussionen vor dem Kongreß der Sowjetschriftsteller.“

„Vielleicht können Sie auch mir sagen, worüber heute in Moskau diskutiert wird?“

„Da war vor kurzem eine Polemik über das Schicksal des Romans...“

Agnon fing Feuer. Er war über diesen Streit unterrichtet und gegen die „Antiromanciers“. Er hält den traditionellen Roman für unersetzlich und betrachtet ihn als einen „einzigartigen Schatz der Menschheit“.

Zum Schluß noch ein Beispiel des Agnonschen Humors. Im Gespräch sagte er: „Ich schreibe meine Werke und lese nachher mit Interesse die Meinung Professor Kurzweils darüber, was ich wirklich meinte, als ich sie schrieb...“

Die Krankheit der Labour Party

von Gordon Schaffer (London)

Der Kampf innerhalb der Labour Party zwischen dem rechten und dem linken Flügel hatte seinen bisherigen Höhepunkt erreicht, als die Befürworter des EWG-Eintritts Englands ihre Stimme im Unterhaus der Konservativen Regierung gaben.

In der Labour Party herrscht Verbitterung vor allem deshalb, weil die Labour-Befürworter der EWG gemeinsame Sache mit einer Regierung machten, die in allen Bereichen gegen die Arbeiterklasse zum Angriff vorgeht. Es gibt keinen Zweifel: Heath hätte nicht im Amt bleiben können, wenn er bei der Abstimmung über den EWG-Beitritt gescheitert wäre; und er wäre gescheitert, wenn alle Labour-Abgeordneten sich an die Entscheidung ihrer Parteikonferenz gehalten hätten, den Eintritt zu den angebotenen Bedingungen abzulehnen. Ein Riß ist entstanden, der sich, nach Ansicht mancher Beobachter, kaum jemals wieder schließen läßt.

Der Vorwand von Roy Jenkins und der anderen, die mit den Konservativen gestimmt haben, sie hätten nicht ihre schon lange zurückreichende Befürwortung der EWG einfach aufgeben können, wurde dadurch gestützt, daß fast die gesamte englische Presse, Radio und Fernsehen emsig die Legende verbreiteten, die Labour Party und auch eine Labour-Regierung wären zum Beitritt unter den gleichen Bedingungen, die die Konservativen erreicht hatten, verpflichtet gewesen. Aber Harold Wilson und andere offizielle Sprecher der Labour Party hatten immer auf besondere Konzessionen für das Commonwealth, auf volle Abstimmung mit den EFTA-Mitgliedern zur Wahrung ihrer Interessen, auf eine Abänderung der Landwirtschaftspolitik der EWG und auf Englands Recht bestanden, seine Wirtschaft selbst zu planen. Die Schwäche von Wilsons Position bestand jedoch darin, daß er sich einverstanden erklärt hatte zu prüfen, ob solche Bedingungen überhaupt zu erlangen seien. Bei klarem, offenem Kampf gegen die EWG hätte Labour ohne Zweifel gesiegt.

Wie kam es, daß Wilson und die Mehrheit der Labour-Regierung sich in eine solche Lage manövrieren ließen? Richard Crossman, ein Mitglied der letzten Labour-Regierung, nannte in einem Fernsehinterview den Grund. Er sagte, daß die „Foreign-Office-Gruppe“ diese Entscheidung erzwungen habe.

Regierungen kommen und gehen, aber die hohen Beamten des Foreign Office bleiben. Von sehr wenigen Ausnahmen abgesehen, fügen sich ihnen die Außenminister. Die drei Mitglieder der letzten Labour-Regierung Gordon Walker, George Brown und Michael Stewart, die sämtlich ihre Stimme für die Konservativen abgaben, sind der Linie des Foreign Office geradezu sklavisch gefolgt (Brown ist jetzt Mitglied des Oberhauses). Das Foreign Office hat aus seiner Meinung, die von Heath und Home völlig geteilt wird, kein Hehl gemacht. Den Zweck der EWG sieht man darin, eine Art ökonomisches Gegenstück zur NATO zu bilden und die antisowjetische Allianz zu verstärken.

Die Opposition zum EWG-Beitritt Englands besteht aber nicht nur, weil die EWG eine ökonomische Ergänzung der NATO sein soll, sondern auch deshalb, weil ihr Zweck darin besteht, jede sozialistische Entwicklung zu verhindern. Der Vertrag von Rom und unzählige Verfügungen, die von der Brüsseler Kommission erlassen wurden, betonen die grundsätzliche Haltung der EWG, jedes Staatseigentum zu verbieten, das mit privaten Unternehmen konkurrieren könnte. Um dieser Bedingung zu entsprechen, hat die konservative Regierung eine Anzahl staatseigener Betriebe, Brauereien zum Beispiel, auch das größte Reisebüro, an private Firmen zurückverkauft und ist bereit, in dieser Hinsicht noch mehr zu tun. Die Verfassung der Labour Party und vieler Gewerkschaften erklärt aber den Gemeinbesitz an Produktionsmitteln für eine Hauptaufgabe. In den fünfziger Jahren versuchte der rechte Flügel der Labour Party, diese Bestimmung aufzuheben, er scheiterte aber.

Es ist aufschlußreich, daß es gerade Jenkins und die anderen Befürworter der EWG waren, die jeden sozialistischen Inhalt aus dem Labour-Programm entfernen wollten. Heute aber behaupten sie, ihre Unterstützung der EWG sei ein Beitrag zum „internationalen Sozialismus“.

Tatsache ist, daß nicht einer der ökonomischen Vorschläge, die auf der letzten Labour-Konferenz angenommen wurden, innerhalb der EWG verwirklicht werden könnte. Mehr noch, die Brüsseler Kommission hat festgelegt, daß sich das Kapital ab 1973 innerhalb der EWG frei bewegen kann. Das heißt, daß eine Labour-Regierung von Spekulanten sabotiert werden könnte, die ihr Kapital außer Landes bringen, bevor die Regierung ihr Programm verwirklichen kann. Mr. Jenkins und seine Freunde kennen diese Tatsachen. Sie wünschen kein sozialistisches Programm. Sie sind bereit, sich an einer gemeinsamen Politik mit den Konservativen zu beteiligen. Ihr Einfluß in der Labour-Regierung war es, der zu der Wahlkatastrophe geführt hat.

Auf diesem Hintergrund muß man die Erklärung Mr. Wilsons sehen, daß die Partei gegen die Gesetze kämpfen werde, die zur praktischen Durchführung des EWG-Beitritts geschaffen werden müssen; daß eine zukünftige Labour-Regierung versuchen werde, die Bedingungen des Beitritts abzuändern. Das kann nur heißen, daß eine zukünftige Labour-

Regierung die Beschränkung der Souveränität nicht akzeptieren würde, die durch die Römischen Verträge fixiert worden ist. Sie müßte zum Beispiel Maßnahmen gegen die Kapitalflucht ergreifen. Und das wiederum würde eine Zurückweisung der Jenkins-Gruppe bedeuten.

Um Erfolg zu haben, braucht die Labour Party aber mehr — ein Programm des Friedens und der Abrüstung, um die unerträgliche Belastung durch die Rüstungskosten zu verringern. Notwendig wäre ein Handel mit allen Ländern, vor allem mit den sozialistischen Ländern, deren Wirtschaftskraft ständig zunimmt. Die Labour Party müßte auch die „Kommandohöhen der Wirtschaft“, wie eine der am häufigsten gebrauchten Wendungen lautet, unter ihre Kontrolle bringen — dann erst könnte eine Wirtschaftsplanung beginnen. Und das Wichtigste: Die Labour Party müßte sich auf eine geeinte Arbeiterbewegung stützen können. Der entscheidende Kampf zur Durchsetzung eines solchen Programms wird im Lande ausgetragen werden, in der Masse der Parteimitglieder. Im Unterhaus wird es langwierige Debatten geben. Die Vorstellung, daß gegen die EWG eingestellte Konservative sich mit Labour verbünden könnten, um Heath eine Niederlage zu bereiten, ist wohl zur Hauptsache Wunschdenken.

Es sieht so aus, als ob Heath seine Gesetze durchbringen wird; eine Neuwahl wird er dann nicht vor 1974 oder gar erst 1975 ausschreiben. Der Kampf geht inzwischen weiter. Mir gegenüber hat das ein verbitterter, desillusionierter Minister einer früheren Labour-Regierung vielleicht am besten zusammengefaßt. Er sagte: „Wir in der Labour-Bewegung reden über Klassenkampf. Die Konservativen reden nicht über Klassenkampf — sie führen ihn.“

Kognak und Königsmörder

von Walter Markov

Laut Baedeker rechnet das Departement Charente nicht zu den sieben Weltwundern. Wer es eilig hat, in der douce France herumzukommen, zieht deshalb in der Regel eindrucksvollere Sehenswürdigkeiten vor.

Nur im Mittelalter hatten Fernhändler einen triftigen Grund, im Angoumois, wie es damals hieß, Station zu machen. Es gab dort nämlich den feinsten gelben Safran Europas zu kaufen. Der ist inzwischen längst aus der Mode. Dafür wächst zwar jetzt auf den Sonnenhängen um Bouteville und auf ein paar anderen die Rebe, aus der Geheimniskrämer mit Kunst und Tücke einen Weinbrand gewinnen, der seinem Stapelplatz Cognac zu einem Namen mit Kurswert verhalf; um ihn zu erstehen, muß man sich aber nicht unbedingt in sein Ursprungsland begeben.

Trotz Grippe war mein Trachten immerhin nicht vorrangig auf Edelschnäpse gerichtet. Der Augenschein sollte klären, wie eines

Autors nacktes Bücherwissen über die Heimat seines vierbändig strapazierten Titelhelden¹⁾ mit dem bekanntlich im Detail steckenden Teufel zu Rande gekommen ist: Vorsorge für eine „zweite, durchgesehene und verbesserte Ausgabe“ im Jargon der Bibliographen, Pilgerfahrt zu den Orten der Handlung nach Ansicht der hilfreichen Schatzhüter im Archiv von Angoulême. Die eigentliche Frage lautete: Läßt sich geschichtliche Landschaft wie ein Planetarium von Zeiss um zwei Jahrhunderte zurückdrehen, und kann man bei Jacques Roux im Taxi vorfahren?

Man kann, für 42 Franken. Die Straße von Angoulême nach Pranzac ist heutzutage schön asphaltiert, und wozu im Zeitalter der Aufklärung der Seminarist auf Schusters Rappen einen Tagesmarsch benötigte, das schafft der Renault in zwanzig Minuten spielend. Die zauberhafte Silhouette der wallungürteten Gotenfestung und Bischofsstadt verliert sich gleich einer riesenhaften Gralsburg auf kühnem Felsvorsprung im mittäglichen Dunstschleier; ins Tal der trägen Charentemäander geduckt der betriebsamere Faubourg L'Houmeau, dessen Emporkömmlinge Balzacs Feder unvergeßlich aufgespießt hat. Nahe der aus dem Karst sickernden Touvrequelle ist auf einer Anhöhe das Haus zu sehen, von dem der gestrandete Mönch Ravailac anno 1610 ausgezogen war, um den guten König Henri Quatre zu erdolchen; der Fahrer weiß Bescheid, denn Touristen heischen Auskunft. So steinig wie in der zeitgenössischen Literatur erscheinen dem Betrachter die Wiesenründe weiter ostwärts, am Bandiat, nicht; offenbar haben Generationen fleißiger Bauern die hinderlichen Brocken allmählich aufgelesen, seit ihnen die Revolution das Grafen- und Kirchengut übereignete. Arm sind die meisten dennoch geblieben, und viele sind darum abgewandert. Namen von Nachkommen der mannhaften Unterzeichner des „Beschwerdeheftes“ von 1789 finden sich eher auf dem stillen Dorffriedhof als im Gemeindekataster.

Lob und Dank dem Denkmalsschutz: Keltische Totenlaterne und Kirche von Pranzac wurden neu verputzt. Nachgelassen hat die Frömmigkeit. Saint-Cybard, wo zur Feudalzeit vier „Domherren“ hochdotierte Messen lasen, kann keinen eigenen Pfarrer mehr erschwingen und wird von Chazelles geistlich mitversorgt. Die beiden halbwegs erhaltenen Schloßtürme derer von des Cars sind einem nützlichen Zweck zugeführt und dienen als Speicher. Der Gasthof zum Schimmel, von dem aus Vikar Jacques Roux 1779 seinen ersten Weg ins Gefängnis antrat, ist hingegen verschwunden.

Von diesen alten Geschichten ahnen die Leute, die wir ausholen, nichts. Vielleicht kennt sie die Familie Audiard – Städter, die im 19. Jahrhundert in eine begüterte bodenständige Sippe einheirateten, einen sentimental Schriftsteller und einen ultrareaktionären Fachkollegen hervorbrachten und zur Sommerfrische alljährlich die einzige „habitation bourgeoise“ des Ortes – einen stattlichen mürrischen

1) Professor Markov hat sich in mehreren Publikationen mit der Gestalt des Jakobiners und Volksrevolutionärs Jacques Roux beschäftigt. Die Red.

Kasten – beziehen. Obwohl der vom Chronisten gerühmte aquitanische November tatsächlich noch strahlend warm und blau war, haben sie ihre Zelte bereits abgebrochen und sich unserer Neugier entzogen.

Sic transit gloria mundi?

Nicht unbedingt: Eine rechtschaffene Trikoteuse führt auf dem Kirchplatz Klage darüber, die Fragelust wachsender Fremdenscharen nicht stillen zu können. Was immer ihre Ursache sein mag – der Frau kann geholfen werden. Offenbar auch nach Meinung des aufmerksam mithörenden Mannes am Lenkrad: Demnächst Bildungsfahrten zu ermäßigten Preisen nach der Geburtsstätte des roten Priesters, der 1793 Ludwig XVI. zum Schafott führte und danach mit als erster die bürgerlichen Grenzen des Jakobinertums erkannte?

Während der Wagen Kurven schneidet, um den Pariser Nachtzug zu erreichen, gerät das Gespräch über auswertbare Vergangenheit ins Stocken. An der Abbiegung nach Ruelle eine fahrigte Handbewegung, begleitet von abfälligem Gemurmel über schießwütige Kerle oder so ähnlich. Ich denke laut und historisch: Was soll's? Die Geschützgießerei des wackeren Freimaurers Montalembert schmiedete Waffen für die Heere der Revolution zur Verteidigung ihrer jungen Demokratie! Sehr wahr, kommt die prompte Entgegnung, aber weiß man ebenso genau, wen oder was die Raketen verteidigen sollen, auf deren Bau das Werk umgestellt wurde?

Da bin ich freilich überfragt. Wir einigen uns: Im Fortschritt ist Hoffnung – auch für Ruelle. Es liegt an den Menschen, dessen Flugkörper auf friedliche Reise zu schicken.

Die Friedensbotschaft von Selm

von Eberhard Rebling

A bseits von den großen Verkehrswegen war ein Städtchen in der Bundesrepublik während dieser Herbstwochen Anziehungspunkt für viele friedliebende und kunstinteressierte Menschen. Wir fahren, von Dortmund kommend, in nördlicher Richtung über Datteln in den Kreis Lüdinghausen nach Selm. Mitten im Ort steht eine wunderschöne kleine alte Kirche mit einem Turm aus dem 11. und einem Schiff aus dem 14. Jahrhundert. Pfarrer Müller hatte ihr vor zwölf Jahren zum Gedenken der „Opfer des Krieges und der Gewaltherrschaft“ den Namen „Friedenskirche“ verliehen. Ein unbekannter Soldat liegt dort begraben. Diese Kirche beherbergt nun eine interessante und klug aufgebaute Ausstellung „Vom Frieden leben wir“. Beim Kircheneingang gemahnen eindrucksvolle polnische und tschechische Plakate an die Opfer von Auschwitz, Treblinka, Lidice und Theresienstadt. Und gleich daneben hängt Picassos „Taube im Flug“. In einer kleinen Vitrine Medaillen, Bücher und Flugblätter aus dem ersten Weltkrieg, Zeugnisse des deutschen Imperialismus wilhelminischer Prägung. Da liegt der „Kriegs-Struwelpeter“, wie zum Hohn mit der Überschrift „Pax vobiscum“ auf der ersten

Seite. Da liegt auch eine große Medaille aus dem Jahre 1914 mit der Inschrift: „Rvßland vnd seine Henkersgesellen / der revdigen Hydra ravbgierig Bellen / an devtschem Geiste sollen zerschellen.“ In einer anderen Vitrine ähnliche Dokumente aus dem Tausendjährigen Reich, darunter eine Urkunde, die nach dem Krieg allen Soldaten überreicht werden sollte: „In Treue und Dankbarkeit begrüßt die Heimat ihre tapferen Söhne, die für Großdeutschlands Freiheit kämpften und siegten.“ So eingestimmt geht der Besucher durch die Ausstellung von über zweihundert Gemälden, Zeichnungen, Graphiken, Skulpturen. Da sind realistische Kunstwerke von Francesco de Goya, Otto und Christian Modersohn, Käthe Kollwitz, Ernst Barlach, Max Slevogt, Otto Dix — das wunderbare Gemälde „Saul und David“ ist am Ende des Kirchenschiffes weithin sichtbar aufgehängt —, auch acht Lithographien „Aus deutschen Konzentrationslagern“ unseres Leo Haas erwecken besondere Aufmerksamkeit. Da sind symbolische, surrealistische, ans Abstrakte grenzende, Collage-Technik verwendende, andererseits auch kraß naturalistische und viele andere Werke unterschiedlicher Prägung und Qualität. Auch zahlreiche Künstler der Bundesrepublik, deren Namen auf spektakulären Ausstellungen kaum zu finden sind und einige ganz junge sind vertreten. Alle haben eines gemeinsam: Sie bekennen sich eindeutig, wenn auch aus verschiedenen Motiven, gegen Krieg und für Frieden.

Der siebzehnjährige Essener Oberschüler Stephan Küppers fällt durch zwei Zeichnungen mit Collage auf, „Abspritzen“ und „Muß es so sein?“, in denen er deutlich zum Ausdruck bringt, daß Krieg Menschenwerk ist. Mit einem Ölgemälde „Folter“ wendet sich der 34jährige Paul Reding gegen die Menschenvernichtung in Vietnam und Brasilien. Dieter Simon, der gleichen Generation angehörig, klagt in symbolreichen Federzeichnungen den gefäßigen Kriegstod an. Mit einigen in surrealistisch-glas-klarer Härte gehaltenen Aquarellen („Christus in Vietnam“, „Napalm-Madonna“) verhöhnt der Hamburger Harald Zipfel (geboren 1929) die bigotte Scheinheiligkeit der amerikanischen Kriegführung in Vietnam. Das Vietnam-Thema bewegt auch den in Essen tätigen spanischen Bergarbeiter Miguel Garcia Villaescusa: Schwarze Vögel stürzen auf das Land herab. Drei Kaltnadelradierungen „Hiroshima“ steuerte der Tscheche Dušan Janoušek bei.

So hart und aufrüttelnd die Anklagen gegen den Krieg und seine Initiatoren, so differenziert und ausdrucksstark sind die Darstellungen friedlichen Lebens. Einen suggestiven Farbholzschnitt „Nur diesen einen Wunsch: Friede“ schuf Herbert Lange (geboren 1936). Das Gespräch als Mittel friedlichen Zusammenlebens symbolisiert Marianne Lüdicke (geboren 1919) in einer Bronze-Doppelfigur. Von dem kürzlich verstorbenen Bildhauer-Pfarrer Harry Weisberg (geboren 1911) ist mit Ölkreide auf Sperrholz der „Nein-Sager“ gegen Unterdrückung und Ausbeutung sowie eine aus Holz geschnitzte Friedenstaube zu sehen. „Und gingen die beiden miteinander“ nennt seine Ehefrau Grit Weisberg (geboren 1911) ihre Keramik-Köpfe, sie will damit auf die Not und den Schmerz verfolgter und unterdrückter Menschen hinweisen.

Mit großer Liebe sind all diese und viele andere Kunstwerke, nach inhaltlichen Gesichtspunkten gegliedert, sehr eindrucksvoll kombiniert und aufgestellt. Dem Kulturbeauftragten des Kreises Lüdinghausen, Dr. Heinrich Mertens, ist diese „Ausstellung vom Krieg und Frieden der Menschen“ zu danken. Sie will, wie es im Katalog heißt, „die Friedenssehnsucht stärken“. Sie tut mehr. Sie ruft auf, aktiv für den Frieden zu wirken.

Bemerkungen

Sterbende Ozeane?

Als der französische Unterwasserforscher Jacques Cousteau im Jahre 1942 das Sargasso-Meer untersuchte, konnte er etwa 100 Meter tief blicken — heute hat sich die Durchsichtigkeit schon auf 30 Meter reduziert. Als Cousteau vor 25 Jahren zuerst im Mittelmeer unter Wasser ging, war es voller Leben, heute sieht man kaum noch größere Fische. Der Forscher meint, daß die Lebenskraft der Meere, im Hinblick auf das Leben von Fischen und Pflanzen, in den letzten 20 Jahren um 30 bis 50 Prozent geringer geworden ist. Ursache ist die zunehmende Verschmutzung der Weltmeere — die Fähigkeit der Ozeane, sich selbst zu reinigen und zu regenerieren, kommt dagegen nicht mehr an.

In dem Bericht des Nachrichtenmagazins „Time“, der diese Angaben enthält, wird darauf hingewiesen, daß kürzlich in Genf ein Symposium der Vereinten Nationen zu Fragen der Umwelt stattfand, daran nahmen auch Cousteau und andere Spezialisten teil. Der Schweizer Meeresforscher Jacques Picard erklärte dort, wenn jetzt nichts unternommen würde, wären alle Meere noch vor Ende dieses Jahrhunderts tot. Picard schätzt, daß die Weltmeere jährlich mit etwa 5 bis 10 Millionen Tonnen Ölprodukten verschmutzt werden; hinzu kommen etwa 1,8 Millionen Tonnen Auspuffgase, die aus der Atmosphäre zu einem großen Teil auch in die Meere gelangen, und der Dreck der Flüsse, die ins Meer fließen.

Das Meer kann nicht unbegrenzt alle diese Abfallstoffe aufnehmen,

ohne seine Lebensfähigkeit einzu-üßen. Über das Phytoplankton, also die Gesamtheit aller im Meer schwebenden Pflanzen, sagt Picard: „Das Phytoplankton, dieser primitive Pflanzenorganismus, der den größten Teil des Sauerstoffs der Erde erzeugt, ist an der Oberfläche des Meeres zu finden. Es absorbiert den Schmutz und arbeitet wie eine Art Filter. Wenn dieses Phytoplankton nicht mehr arbeitsfähig bleibt, dann ist der gesamte Lebenszyklus des Meeres auf verhängnisvolle Weise unterbrochen.“

Diese Unterbrechung ist genau nachweisbar, sie nimmt in erschreckendem Maße zu. Ein Umweltforscher an einer Meßstation hat festgestellt, daß die dort der Ostsee entnommenen Wasserproben im Jahre 1900 noch 2,5 Kubikzentimeter Sauerstoff pro Liter enthalten haben; 1940 waren es immerhin noch 2 Kubikzentimeter — 1970 hingegen nur noch 0,1 Kubikzentimeter pro Liter!

Cousteau hat die führenden Industrienationen, die nach seiner Schätzung für 80 Prozent der Meeresverschmutzung verantwortlich sind, zu gemeinsamem Handeln aufgerufen, denn schon bald könnte es endgültig zu spät sein. Ob es nicht richtig wäre, diese Frage vor die UNO zu bringen? Sie müßte ihr ganzes Gewicht in die Waagschale werfen; dies ist eine Frage auf Leben oder Tod, die Zukunft der Menschheit steht auf dem Spiel. —k

Vom Wesen des Schnellzugs

Lieber Herr Ziberkopf, aus einem Feuilleton des geschätzten Kollegen Richard Christ¹⁾ entnahm ich, daß Sie

¹⁾ Veröffentlicht in der Wb. vom 19. 10. 1971, S. 1340/41.

einige wenig schmeichelhafte Bemerkungen über unseren Eisenbahnverkehr gemacht haben. Ich möchte mir erlauben, Sie in dieser Angelegenheit wenn schon nicht zu korrigieren, so doch zumindest zu ergänzen, denn ich kann mich des Eindrucks nicht ganz erwehren, daß Sie über einige Eigentümlichkeiten des Zugverkehrs nicht ganz hinreichend informiert sind.

Ein Schnellzug heißt bekanntlich nicht Schnellzug, weil er besonders schnell fährt, sondern weil er nur nach der Entrichtung eines sogenannten Schnellzug-Zuschlages benutzt werden darf. Ansonsten unterscheidet er sich nicht prinzipiell von einem Personenzug; wie Sie wissen, ist auch in einem Schnellzug die Beförderung von Personen durchaus zulässig.

Zweitens scheint Ihnen bei der Lektüre des Kursbuches die Bemerkung „Fahrplanangaben ohne Gewähr“ entgangen zu sein. Was also wollen Sie eigentlich? Auf die von einem Zyniker geäußerte Bemerkung, die einzige den Reisezugverkehr betreffende Gewähr bestünde darin, daß der Fahrplan *nicht* eingehalten wird, möchte ich an dieser Stelle nicht eingehen.

Entscheidend indes ist ein dritter Gesichtspunkt. Der Schnellzug wird im Fachjargon als D-Zug, das heißt als Durchgangszug, bezeichnet. Diese Bezeichnung hat eine doppelte Bedeutung: Der Zug „geht durch“, passiert also eine ganze Reihe von Stationen ohne Halt (was durch entsprechendes Anhalten auf freier Strecke leicht wieder ausgeglichen werden kann), und außerdem kann man durch

diesen Zug hindurchgehen. Dies aber, lieber Herr Ziberkopf, schafft ein physikalisches Problem und damit eine nicht zu unterschätzende Schwierigkeit für die Deutsche Reichsbahn. Denn der hiesige Reisende fühlt sich schlechthin unwohl, wenn er nicht während der ganzen Fahrzeit pausenlos hin- und hergehen kann. Selbst wenn genügend Sitzplätze vorhanden sind, sitzt er ungern. Er hat immer etwas zu erledigen und ist seinerseits, wie der D-Zug, ständig auf Achse. Er muß nachsehen gehen, ob ein Speisewagen vorhanden ist und was in diesem angeboten wird. Oder er muß zum Mitropa-Abteil marschieren, um sich Bier oder Brause zu holen. Wichtig dabei ist, daß er jedesmal nur eine Flasche beschafft, selbst wenn er von vornherein weiß, daß er den Inhalt mehrerer Flaschen zu konsumieren gedenkt. Es geht ihm ja weniger um das Trinken als eben um das Hin- und Herlaufen, das — beiläufig sozusagen — mit dem hübschen Scherz verbunden ist, niemals die Zwischentüren der Waggons zu schließen. Wenn der unruhige Reisende genug Bier oder Brause verbraucht hat, muß er die leeren Flaschen wieder abtransportieren.

Und danach — das ist ja ganz natürlich — muß er.

Nun glaube ich, lieber Herr Ziberkopf, daß aus dieser permanenten Bewegung innerhalb des Schnellzugs bestimmte Hemmungen entstehen, welche die fahrplanmäßige Bewegung des Zuges beeinträchtigen könnten. Experten müßten das einmal wissenschaftlich untersuchen — Statiker, Eisenbahningenieure und

vielleicht Ballistiker. Falls das Ergebnis vorliegen sollte, werden auch Sie Ihre Kritik auf ein zumutbares Maß beschränken müssen.

L. K.

„Leute von heute“ ...

Claudia Barzel (22) war blau. Das ist für eine Studentin der Philosophie, wenn sie die Tochter des Kanzlerkandidaten der Schwarzen ist, zwar immer noch besser als rot, aber leider fiel sie der Mainzer Verkehrspolizei dadurch auf, daß sie fast ebenso schöne Achter fuhr wie der Herr Papa, wenn er sich im Garmischer Eisstadion als Schlittschuhkünstler produziert. Deshalb mußte sie in die Tüte blasen, und dieser Test ergab, daß sich das süße Kind mit einem Blutalkoholgehalt von 1,88 Promille hinters Lenkrad gesetzt hatte.

Diese Information wurde von den allgegenwärtigen Lokalreportern sofort in Umlauf gebracht, und selbstverständlich ging sie auch dem „Spiegel“ zu, für dessen „Personalien“-Seite solche Sächelchen ja ein gefundenes Fressen sind. Doch aus Gefälligkeit gegenüber Rainer Candidus Barzel, der darum gebeten hatte, übte das Magazin diesmal Enthaltung.

Dies wiederum konnte man in „Publik“ nachlesen. Dort nämlich hatte man nicht gezögert, sowohl die Nachricht selbst als auch die Umstände, die den „Spiegel“ zu seiner Diskretion veranlaßt hatten, einem geneigten Publikum zu unterbreiten. Warum auch nicht! Man konnte sich das leisten, nachdem man sich mit dieser Nummer ohne

dies von der westdeutschen Öffentlichkeit verabschieden mußte! Damit hatte aber der zunächst ja reichlich private Charakter der Angelegenheit eine politische Tönung erhalten, so daß es jetzt auch die sehr „imagebewußte“ „Süddeutsche“ nicht mehr unter ihrer Würde fand, sie mit allem Drum und Dran in ihrer Klatschspalte „Leute von heute“ zu publizieren.

Übermorgen wird sich vielleicht der „Spiegel“ gegen die angebliche Unterstellung verwahren, überübermorgen diese und jene Illustrierte den Polizeiwachtmeister interviewen, dem der peinliche Mißgriff unterlief – na, und da gibt es noch die verschiedensten Möglichkeiten. Barzel hat sich inzwischen sicher mit dem Gedanken getrostet, daß auch so ein kleines Mißgeschick die Publicity fördert.

S. H.

Empfehlung eines Kalenders

Es werden bei uns erstaunlich viele Wandkalender herausgegeben; ich bin nicht einmal sicher, ob dafür überhaupt genügend Wände vorhanden sind. Doch zu den wirklich schönen Editionen gehört der „Literaturkalender“ des Aufbau-Verlags. Für 1972 ist er schon jetzt erhältlich. Man beschaffe sich rechtzeitig ein Exemplar, denn das nächste Jahr kommt bestimmt. Jürgen Jahn hat unter Mitarbeit von Barbara Pietzuch nun schon zum fünften Mal diesen großformatigen Wandschmuck zusammengestellt; das Ergebnis ist wie immer abwechslungsreich, inter-

essant und durch die Folge von Fotos, Illustrationen, Gemälde-reproduktionen geeignet, jeden Konsumenten auf seine Kosten kommen zu lassen, wenn auch vielleicht nicht jeden jede Woche. Die grafische Gestaltung hat der geschmackssichere Rudolf Grüttner betreut, Karton und Druck (Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft, Dresden) sind ausgezeichnet, speziell was die farbigen Tafeln betrifft. Besonders beeindruckt haben mich das Franz-Fühmann-Porträt (eine Lithographie von Manfred Böttcher), die äußerst treffende Karikatur, die E. O. Plauen im Jahre 1943 von Hans Fallada gezeichnet hat, schöne Fotografien von Barbara Mefert, Roger Melis und vielen anderen. Diese Fotos zeichnen sich vor allem dadurch aus, daß sie die Schriftsteller nicht absichtsvoll schön, mit künstlichem Heiligenschein überm Dichterschädel und in angestrengt ernster Pose, sondern eben charakteristisch abbilden. Unser Mitarbeiter Hugo Huppert ist in einem Aquarell von Gerhard Stengel aus Dresden zu sehen. Der Spaß kommt auch zu seinem Recht, beispielsweise in der Wiedergabe eines Selbstporträts von Friedrich Wolf, das der Dichter am 7. November 1918 auf einer Postkarte vervielfältigen ließ — eines sehr gut getroffenen Selbstporträts übrigens, das mit folgendem Spruch kommentiert ist: „Da Fr. W. auf sich erpicht, / So zeichnet er sein Selbstgesicht. / Dies spüret kaum vorhanden sich, / Sprach's zu dem Meister höhnischlich: / Wir sind nun zwei, und ich bin eins, / Genug drum des Zusammen-

seins! / Er aber sann: Nie ohne Nöten / Soll man mit sich vor sich hintreten.“

l. k.

Rätselraten

Ein Inserat in der „Berliner Zeitung“, Rubrik Wohnungen, macht Kopfzerbrechen, es heißt: „Sportreporter, 1,87, sucht passendes nichterf. Zimmer.“ Die Angabe der Körpergröße ist auf dem Wohnungsmarkt ungewöhnlich, verschiedene Deutungen bieten sich an:

Entweder ist der Mann überzeugt davon, daß Mittelgröße für einen Sportreporter schimpflich ist, er hält sich so von einem möglichen Verdacht frei und zeigt dem künftigen Vermieter, daß er ein nichterf. Zimmer vor anderen verdient.

Oder es ist nach mehreren vergeblichen Inseraten eine Drohung: Ich bin einssiebenundachtzig, wehe, ihr gebt mir jetzt kein Zimmer!

Oder der Mann hat Angst, das nichterfaßte Bett könnte für zwergwüchsige Untermieter geschreinert sein und er müßte die müden Reporterbeine des Nachts über die Lade hängen.

Oder spekuliert er womöglich auf Frau Wirtins Töchterlein, die die Inserate sortiert und zur Mutter sagt: Den nehmen wir, der ist unsre Kragenweite!

Oder taugt er in seinem Beruf nicht viel und kompensiert Minderwertigkeitskomplexe durch Angabe körperlicher Überlegenheit?

Oder, letzte Möglichkeit, will er womöglich nur verhindern, daß man ihn in einen Neubau

einweist? Da müßte er sich freilich aufs Bodenturnen verlegen, der hochgewachsene Sportreporter.

R. C.

Kohl

Lang braucht man zuweilen, um herauszufinden, welches Wort der Autor eines Kreuzworträtsels erfragen will. Bei dem „alten Papiermaß“ (Ries) und bei jenem „sagenhaften Keltenkönig“ (Lear), der meiner Erfahrung nach in jedem Kreuzworträtsel vorkommt, ist die Sache klar, ebenso bei dem nahezu unvermeidlichen „aromatischen Getränk“ (Tee), einem „aus dem Gesicht hervorragenden Körperteil“ (Nase) oder dem „Erfinder des Otto-Motors“ (Otto).

Wer oder was aber ist: „Dichterisch für Mädchen“?

Maid.

Ich dachte immer, das wäre bloß altmodisch, und nun muß ich erfahren, daß es dichterisch sein soll. *Altmodisch* und *dichterisch* mögen wohl in manchen Fällen identisch sein, aber doch hoffentlich nicht in allen.

*

Aus dem Bericht über ein Poetenseminar: „Eine letzte Frage: Müssen alle Teilnehmer Dichter werden? Nein, müssen keineswegs. Aber sie können.“

Man atmet hörbar auf. So mancher hätte vielleicht gern und voller Interesse an dem Seminar teilgenommen, aber die Aussicht, daß

er dann womöglich unbedingt und in jedem Falle Dichter werden muß, mag ihn abgeschreckt haben. Nun, da ihm das trostreiche „Nein, müssen keineswegs“ unter die Augen gekommen ist, wird er sich fürs nächste Poetenseminar melden. Denn er weiß ja: „Aber sie können.“ Falls sie können.

*

Seit eh und je wird die Frage erörtert: Was ist Poesie? Wo liegen ihre Grenzen? Wir können hier auch keine Antwort geben, aber doch immerhin ein *Beispiel* für Poesie.

Eine Weltbühnenleserin erwarb unlängst einen intimen Importartikel mit höchst poetischer Gebrauchsanweisung.

Lassen wir also der Abwechslung halber mal einen Büstenhalter zu Wort kommen:

„*BH mit Herz aus der Collection Poesie. Modell Poesie click.* — So funktioniere ich: Öffnen Sie mich durch leichten Druck auf die Verschluss-Rückseite und Auseinanderziehen. Wenn Sie mich anhaben, genügt dazu ein Finger. Denn das Auseinanderziehen besorge ich selbst. Beim Schließen durch Ineinanderstecken der beiden Verschluss-teile hören Sie deutlich mein ‚click‘.“

Der poetische Zauber, der von diesem Wäschestück ausgeht, könnte nur noch gesteigert werden durch Einbau einer Spieluhr, in Gang zu setzen mit dem Ein-Finger-System.

F. M.

Verlagsdirektor und Lizenzträger: Prof. Dr. Dr. Hermann Budzislawski
Chefredakteur: Peter Theek

Die Weltbühne

veröffentlicht unter der Lizenznummer 1263 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der Deutschen Demokratischen Republik

erscheint jeden Dienstag zum Einzelpreis von 50 Pfennig im Verlag der Weltbühne, v. Ossietzky & Co., 108 Berlin, Otto-Nuschke-Straße 10/11, Postfach-Nr. 1240, Telefon: 22 11 45 — Telegr.-Adresse: Weltbühne Berlin — Postscheck-Konto: Berlin 158 730 — Bank-Konto: Berliner Stadtkontor, 108 Berlin, Behrenstraße, Konto-Nr. 6651-14-592

Verwertung der Beiträge nur nach Zustimmung des Verlages der Weltbühne

Für nicht erbetene Manuskripte haften wir nicht!

Anzeigenverwaltung beim Verlag, Anzeigenannahme auch durch DEWAG Werbung
Zur Zeit gilt Anzeigen-Preisliste Nr. 1

(140) Druckerel Neues Deutschland, 1054 Berlin

Neuerscheinung!

Die Beherrschung der Mannigfaltigkeit

Philosophische Grundlagen der Taxonomie

*Von Dr. phil. habil. ROLF LÖTHER, Berlin. Etwa 264 Seiten,
19 Abbildungen, L 7 = 14,7 cm × 21,5 cm. Broschur etwa
25,- M. Voraussichtlich I. Quartal 1972. Best.-Nr. 531 362 5*

Wie manche andere „klassische“ Disziplin steht gegenwärtig die Taxonomie im Spannungsfeld der Auseinandersetzungen um ihre Stellung und Bestimmung im Gesamtgefüge biologischer Erkenntnis. Mit der vorliegenden Monographie soll eine Konzeption zu den philosophisch relevanten Aspekten der Taxonomie auf dialektisch-materialistischer Grundlage entwickelt werden. Nach Erörterung allgemeiner Voraussetzungen der Taxonomie wird auf die Probleme Vergleich und Klassifikation, Klassifikation und Wissenschaftsentwicklung, Klassifikation und Typus sowie Klassifikation und Erkenntnis eingegangen. Anschließend stehen Fragen der Nomenklatur und Terminologie zur Diskussion. Des weiteren werden die Beziehungen zwischen Taxonomie und Phylogenetik untersucht, wobei auch die weltanschaulichen Gesichtspunkte gebührende Aufmerksamkeit erfahren.

Bitte bestellen Sie schon heute bei Ihrem Buchhändler

VEB GUSTAV FISCHER VERLAG JENA

DDR — 69 Jena, Villengang 2

Übersetzungen aus dem Russischen:

Karl Marx und Probleme der Technik

Von Alexandr Awramjewitsch Kusin

122 Seiten · 12 cm × 19 cm · Broschur (zellophanisiert) 4,— M

In dem Buch werden Fragen der Technik behandelt, die einen bedeutenden Platz in den Werken des Begründers des Marxismus einnehmen. Es werden die Gesetzmäßigkeiten und Ursachen der Entwicklung der Technik durch Karl Marx und die Bestimmung ihres Platzes in der Geschichte der Gesellschaft, viele gesellschaftliche Erscheinungen und Prozesse erklärt. Die Hauptrichtungen des technischen Fortschritts wurden bestimmt und die Entwicklung und die Rolle der Elektrifizierung der Automatisierung u. a. wissenschaftlich vorausgesagt.

Friedrich Engels über die Technik

Von Nina Nikolajewna Stoskowa

92 Seiten · 12 cm × 19 cm · Broschur 3,20 M

Im Mittelpunkt dieser Veröffentlichung stehen die Betrachtungen von Friedrich Engels zu den Voraussetzungen, dem Inhalt und den Folgen der industriellen Revolution, die sich im 18. und 19. Jahrhundert in den verschiedenen Ländern vollzog.

Die Autorin zeigt, wie Engels die Technik als Faktor der gesellschaftlichen Entwicklung herausgearbeitet hat. Eine Bibliographie zu „Fragen der Technik in den Werken von F. Engels“ rundet die Ausführungen ab.

In Vorbereitung für 1973:

Lenin und der wissenschaftlich-technische Fortschritt

Von Melestschenko / Schuchardin

Etwa 256 Seiten · 12 cm × 19 cm · Broschur etwa 7,50 M

Zu beziehen durch den Buchhandel

f
tv

VEB FACHBUCHVERLAG LEIPZIG